

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

E. von der Brüggen

unter Mitwirkung von Bibliothekar **G. Berkholz** in Riga,
Oberlehrer **H. Diederichs** in Mitau, Professor **E. Laspeyres** in
Dorpat, Oberlehrer **Fr. Blenemann** in Reval.

19. Band.

Neue Folge. — ~~Zweiter~~ ^I Band.

März und April 1870.

Inhalt: Statistische Studien zur Wohnungsfrage . .	Seite	113.
Zur livländischen Landtagsgeschichte. Forts.	„	146.
Marie Therese und Louise de La Vallière .	„	155.
Notizen	„	191.

RIGA, 1870.

Verlag von Bacmeister & Brutzer.

Preis pro Jahrgang 4 Rbl. 50 Kop.
Per Post: Postgebühren 45 Kop., Verpackungskosten 5 Kop. = 5 Rbl.
In Deutschland 5 Thaler.

Statistische Studien zur Wohnungsfrage.

II. *)

Das Wohnungsbedürfniss, oder: Wie viel giebt der Mensch für seine Wohnung aus?

Ein Hauptbestreben der neueren wissenschaftlichen Statistik ist darauf gerichtet, die Gesetzmässigkeiten in den scheinbar willkürlichsten Handlungen des Menschen nachzuweisen. So ist gerade in der jüngsten Zeit in unserm Livland ein Hauptwerk dieser Richtung, Oettingen's Moralstatistik erschienen, **) für die baltischen Provinzen interessant als das Werk eines Livländers, für die Statistik von Werth durch den, soviel wir wissen, ersten Versuch, die vielen statistischen Daten über die moralische Seite des Menschen nicht nur aus ihrer Zerstreung äusserlich zu sammeln, sondern auf die Frage nach der Gesetzmässigkeit hin in innerlichen Zusammenhang zu bringen, und für die ganze Wissenschaft von Bedeutung, weil das Werk von einem Theologen ausgeht, welcher der Ethik die Vorzüge der inductiv-statistischen Methode zuwenden will.

Ein anderes, materielleres Gebiet auf welchem man neuerdings die Entdeckung von Gesetzmässigkeiten anstrebt, ist die Consumtionsstatistik, Consumtion verstanden als die Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse. Unter allen Bedürfnissen des Menschen, d. h. unter all seinen Neigungen, deren Befriedigung er wünscht, haben wir uns das, sich gegen die Unbilde der Witterung und gegen andere Fatalitäten durch ein Obdach zu schützen, gewählt, dasjenige

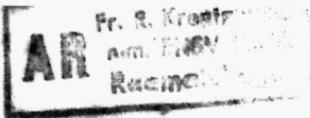
*) Vgl. Baltische Monatsschrift, Jahrgang 1868, Band XVIII, Heft 1, S. 1:

I. Die Wohnungen Riga's. Später werden folgen:

III. Der Einfluss der Wohnung auf die Sittlichkeit.

IV. Die Wohnung in ihrer Abhängigkeit vom Geschäftslocal.

**) Alexander v. Oettingen, Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre, Versuch einer Sociaethik auf empirischer Grundlage. I. Theil. Die Moralstatistik. Erlangen 1868, 1869.



Bedürfniss materieller Natur, welches mit dem Menschen das Thier nur ausnahmsweise gemeinsam hat: sein Wohnungsbedürfniss.

Ein erster Versuch, Gesetzmässigkeiten in der Befriedigung eines Bedürfnisses zu finden, ist auf dem Gebiete desjenigen Bedürfnisses gemacht, welches von allen Menschen und allen Thieren in erster Linie befriedigt werden muss, auf dem des Nahrungsbedürfnisses. Einleitungsweise müssen wir auch dieser Untersuchung gedenken.

Zuvor ein Wort über die Beschaffung des statistischen Materials.

Mit wenigen Ausnahmen wird ein grösseres statistisches Material nur zwangsweise durch den Staat in seinen s. g. „statistischen Erhebungen“ beschafft, „Staat“, etwas weit genommen, als totum pro parte, in dem ja auch kleine Gemeinschaften, wie z. B. Kreise oder Gemeinden in mehr oder minder grosser Abhängigkeit vom Staat statistische Erhebungen machen. Den Gegensatz zu diesen zwangsweisen staatlichen Ermittlungen bilden die statistischen Daten, welche man jedem beliebigen fragenden Privatstatistiker giebt. Während die Zwangsstatistik des Staates in erster Linie praktischen, administrativen Zwecken dient, ist die Privatstatistik meistens wissenschaftlichen Motiven entsprungen. Noch liegt die Privatstatistik in den Windeln, ja vielleicht müsste man sagen, dass sie kaum schon so weit sei; es sind einzelne Bruchstücke ohne Zusammenhang unter einander, und noch weniger nach einem allgemeinen Plan ermittelt, als die Staatsstatistik. Wohl giebt es an vielen Orten Privatvereine für Statistik, aber ihre Beschäftigung ist mehr, das staatlich beigebrachte Material zu verarbeiten, als selbst Material zu sammeln. In diesen Wochen ist endlich von Engel, dem Director des preussischen statistischen Büreaus der Plan zu einem grossen Netze statistischer Vereine in Ländern deutscher Zunge ausgegangen*). Möchte doch der Gedanke bald in den deutschen Gauen rechten Anklang und richtige Ausführung finden, damit, wie es überall meteorologische Stationen und Sternwarten giebt, auch bald „Menschenwarten“, wie Engel die statistischen Büreaus öffentlicher und privater Natur nennt, entstehen.

Die Frage: auf welche Genüsse die Menschen verschiedener Wohlhabenheit ihr Einkommen vertheilen, oder in welchem Verhältniss die Ausgaben für verschiedene Bedürfnisse zu einander stehen,

*) Aufruf zur Begründung eines statistischen Vereinsnetzes für die Länder deutscher Zunge. Beilage zu Heft 7, 8, 9 der Zeitschrift des preussischen statistischen Büreaus. 1869.

kann bisher lange nicht so gut beantwortet werden, als man bei der Bedeutung dieser Frage, welche eine der Hauptgrundlagen für eine wahrhaft wissenschaftliche, d. h. für eine auf methodischen Massenbeobachtungen und nicht bloss auf zufälliger Einzelbeobachtung aufgebaute Ethnographie ist, erwarten sollte.

Jeder einzelne Mensch kann, wenn er nur einigermaassen Buch führt über seine Ausgaben, die genauesten Daten mit leichter Mühe geben, er muss nur dazu angeleitet werden. Damit die Daten statistisch brauchbar, d. h. vergleichbar sind, müssen sie nach denselben Grundgedanken ermittelt und verzeichnet werden. Es fehlt nur an der Initiative. Dass diese Ermittlung für jeden richtig Geleiteten ein Leichtes ist, wird wohl durch Nichts besser bewiesen als dadurch, dass gerade aus den untersten, ungebildetsten Volksclassen die Daten hierüber ermittelt sind durch die Bemühungen des Belgiers Ducpétiaux und des Franzosen Le Play. Beide haben, unabhängig von einander, unter Beihülfe anderer Privatstatistiker die Ausgaben der unteren Volksclassen, wenn ich so sagen darf, quantitativ analysirt, indem sie den Arbeitern eine rationelle Wirthschafts- und Haushaltungs-Buchführung beibrachten, deren Ausübung überwachten und deren Resultate publicirten.

Das von Ducpétiaux gesammelte statistische Material hat nun Engel in einer seiner geistvollsten Abhandlungen *) zu einem Gesamtbilde verarbeitet. Wir dürfen auf diese statistische Arbeit hier leider nicht weiter eingehen, als dass wir die Daten mittheilen, welche sich auf das Verhältniss zwischen den Gesamtausgaben und den Ausgaben für Wohnung beziehen:

Arbeiterfamilien.		Gesamt- Ausgaben per Familie.	Nahrungs- Ausgaben per Familie.	Nahrungs- Ausgaben von allen Ausgaben.
		Fr.	Fr.	%
48	I. (arm) . . .	648 _{,68}	459 _{,15}	70 _{,80}
51	II. } Kategorie (dürftig). . .	845 _{,44}	569 _{,55}	67 _{,37}
54	III. } (behäbig) . . .	1214 _{,44}	757 _{,98}	62 _{,42}
153	I. II. III. Kategorie . . .	913 _{,95}	601 _{,64}	65 _{,83}

Engel kommt hiernach zu dem auf dem Wege ächter Induction gefundenen Satze: „Je ärmer eine Familie ist, ein desto

*) Die vorherrschenden Gewerbszweige in Sachsen. Zeitschrift des sächsischen statistischen Büreaus. 1857.

grösserer Antheil an der Gesamtausgabe muss zur Beschaffung der Nahrung aufgewendet werden“, bei den ärmsten Arbeiterfamilien 71%, bei den schon wohlhabenderen 67% und bei den wohlhabendsten 62%. Obigen Satz von Engel darf man jedoch keineswegs so verstehen, als ob jede ärmere Familie verhältnissmässig mehr auf Wohnung verwendet wie jede wohlhabendere, sondern so, dass in den meisten Familien einer Wohlhabenheitsklasse sich dieses zeigt.

Diese Abnahme der Nahrungsprocente mit steigender Wohlhabenheit ist keine zufällige, denn sie zeigt sich überall wieder. Z. B. wenn man zu den obigen 153 Arbeiterfamilien noch die 47 andern von Ducpétiaux beobachteten Familien hinzunimmt, und wenn man diese Arbeiterfamilien streng nach den Ausgaben in Geld ordnet, erhält man dieselbe Erscheinung:

Zahl der Familien.	Durchschnitt aller Ausgaben. Fr.	Durchschnitt der Nahrungsausgaben. Fr.	Nahrungsausgaben in % aller Ausgaben.
50	520 _{,14}	365 _{,25}	70 _{,2}
50	754 _{,71}	513 _{,82}	68 _{,1}
50	960 _{,41}	641 _{,55}	66 _{,8}
50	1500 _{,20}	936 _{,09}	62 _{,6}
200	933 _{,86}	614 _{,18}	56 _{,8}

Reducirt man die Geldausgaben auf Brodwerth, d. h. setzt man an die Stelle der Franken die Anzahl Kilogramm Brod, welche man für das Geld kaufen kann, (welche Rechnung für 130 der obigen 200 Familien möglich war,) so bleibt auch dann die Gesetzmässigkeit:

130 Familien geordnet nach ihren Geldausgaben wie oben:

Zahl der Familien.	Alle Ausgaben. Fr.	Nahrungs- Ausgaben. Fr.	Nahrung von allen Ausgaben. %
40	555 _{,46}	385 _{,75}	69 _{,4}
40	848 _{,14}	557 _{,01}	65 _{,6}
50	1326 _{,77}	848 _{,52}	64
130	942 _{,31}	1616 _{,38}	65 _{,5}

Dieselben 130 Familien geordnet nach dem Brodwerth ihrer Geldausgaben:

Zahl der Familien.	Alle Ausgaben. Fr.	Nahrungs- Ausgaben. Fr.	Nahrung von allen Ausgaben. %
40	624 _{,10}	435 _{,00}	69 _{,8}
40	848 _{,88}	563 _{,20}	66 _{,2}
50	1271 _{,62}	804 _{,04}	63 _{,3}
130	942 _{,31}	616 _{,38}	65 _{,5}

Ebenso macht es, ob wir nach den drei Kategorien geordnet Landbewohner oder Städter vor uns haben, nichts aus; immer dieselbe Erscheinung:

Städter . . . 69_{,5}, 68_{,5}, 59_{,5} %,
 Landbewohner 71_{,8}, 67, 63_{,8} %.

Auch ist nicht etwa auf Belgien dieses Ausgaben-Verhältniss beschränkt. Für 39 Familien aus Frankreich und den zunächst an Frankreich grenzenden Theilen Deutschlands, der Schweiz und Savoyens haben wir nach den Arbeiterbudgets von Le Play Dasselbe gefunden, und zwar schon wenn wir nur je 10 Familien in eine Gruppe zusammennehmen:

Zahl der Familien.	Alle Ausgaben pr. Familie. Fr.	Nahrungsausgaben pr. Familie. Fr.	Nahrung von allen Ausgaben. %
9	638 _{,60}	404 _{,10}	63 _{,28}
10	1,100 _{,00}	647 _{,00}	58 _{,77}
10	1,564 _{,00}	879 _{,10}	56 _{,21}
10	2,527 _{,10}	1,312 _{,50}	51 _{,04}
39	1,478 _{,60}	821 _{,10}	55 _{,53}

Dieselbe Abnahme der Procente unter den französischen Arbeitern! Ja wir können jetzt auch die sämtlichen 200 belgischen Arbeiter mit den 39 französischen vergleichen. Eine belgische

Arbeiterfamilie hat nur 933,₈₆ Fr. zu verausgaben, eine der französischen aber 1,478,₆₀ Fr. Bei den Belgiern nimmt der Magen 65,₈ % davon, bei den Franzosen nur 55,₃₃ %, d. h. bei den durchschnittlich Wohlhabenderen weniger Procente.

Ebenso gilt die Regel nicht nur für die unteren Classen, sondern durch alle Stände hindurch bis zu sehr wohlhabenden Familien. Diesen Beweis erbringt eine Hamburger Consumtionsstatistik, gleichfalls eine Privatarbeit. *) Wir übertragen die Mark Courant in Franken (1 Mark = 1,5 Fr.):

Zahl der Familien.	Alle Ausgaben pr. Familie. Fr.	Nahrungsausgaben pr. Familie. Fr.	Nahrung von allen Ausgaben. %.
17,833	750	503	67
10,189	1,125	750	66, ₇₇
5,031	1,800	1,020	56, ₇₇
4,037	3,750	1,500	40
1,648	5,700	1,950	34, ₂
2,070	18,000	3,910	21, ₇
40,808	2,250	918	40, ₈

Mit Belgien und Frankreich zusammengestellt:

Belgien	933, ₈₆ Fr.	Gesamtausgabe,	Nahrung	= 65, ₈ %.
Frankreich	1,478, ₆₀ „	„	„	= 55, ₃ %.
Hamburg	2,250, ₀₀ „	„	„	= 40, ₈ %.

An der Allgemeingiltigkeit dieses Gesetzes kann man nicht mehr zweifeln. Engel hat nun aber gemeint, nur aus den Daten bei Ducpétiaux und „sehr umfassenden vor längerer Zeit und auf Grund des besten Materials von dem Verfasser angestellten Untersuchungen“ **) (?) schon für sehr verschiedene Wohlhabenheitsclassen das Procentverhältniss finden zu können; er giebt eine Reihe, aus der wir der Kürze halber nur je das dritte Datum nehmen:

*) Tabellarische Darstellung der Hamburgischen Consumtionsverhältnisse zugleich als Beitrag zur Beurtheilung der Frage nach der Vertheilung der proponirten Consumtionsabgabe über die verschiedenen Classen der Bevölkerung. Hamburg 1864.

**) Berliner Gemeindekalender 1868: die Industrie der grossen Städte, S. 137.

Wenn das gesammte Einkommen einer Familie beträgt Fr.	so nehmen die Ausgaben für Nahrung davon in Anspruch:
300	71 _{,48}
600	67 _{,71}
900	64 _{,81}
1,200	62 _{,55}
1,500	60 _{,75}
1,800	59 _{,37}
2,100	58 _{,35}
2,400	57 _{,63}
2,700	57 _{,17}
3,000	56 _{,90}

Wir möchten bezweifeln, ob das qualitativ gefundene Gesetz bei dem jetzigen Material schon quantitativ festgestellt werden kann, wir kennen aber allerdings das Material nicht, von welchem Engel fast geheimnissvoll redet. Mit unseren Daten, so weit sie vergleichbar gemacht werden können, stimmt seine grosse Reihe in der That schlecht genug. Z. B.:

Hamburg.		Engel.	
Ausgabe. Fr.	% für Nahrung.	Ausgabe. Fr.	% für Nahrung.
750	67	750	66 _{,17}
1,125	66 _{,7}	1,100	63 _{,25}
1,800	56 _{,7}	1,800	59 _{,37}
3,750	40	3,000	56 _{,90}

oder:

Belgien, Frankreich, Hamburg.		Engel.	
Ausgabe. Fr.	% für Nahrung.	Ausgabe. Fr.	% für Nahrung.
Belgien 934	65 _{,8}	900	64 _{,8}
Frankreich 1,479	55 _{,3}	1,500	60 _{,75}
Hamburg 2,250	40 _{,8}	2,200	58 _{,08}

Engel scheint darnach die Abnahme zu gering geschätzt zu haben.

Wir wissen nun zwar recht wohl, dass die hamburgere Angaben nur sehr approximativ richtig sind, und dass auch die Daten aus Belgien, Frankreich und Hamburg nicht unmittelbar mit einander verglichen werden können, doch genügen die Beispiele, um zu zeigen,

dass Engel's quantitative Analysen noch nicht ganz auf „ächter Induction“ beruhen.

Kann man nun für das Wohnungsbedürfniss dasselbe Gesetz finden oder überhaupt irgend ein Gesetz, wenn auch vielleicht ein gerade entgegengesetztes, dass je wohlhabender die Familie ist, um so mehr Procente aller Ausgaben auf Nahrung verwendet werden, oder aber ein mittleres Gesetz, dass die Wohnung in allen Wohlhabenheitsclassen gleichviel % beansprucht?

Die Ausgabebudgets, welche wir im Vorigen auf „Nahrung“ analysirt haben, geben uns für „Wohnung“ keine bestimmte Antwort; am meisten scheint es noch nach diesem Material, als ob verschiedene Wohlhabenheitsclassen nahezu die gleichen Procente auf Wohnung ausgeben. Engel ermittelte für die belgischen Arbeiter:

Arbeiterfamilien.	Alle Ausgaben. Fr.	Wohnungsausgaben. Fr.	Wohnungsausgaben von allen Ausgaben %.
48 I. } 51 II. } 54 III. } Kategorie.	648 _{,68} 845 _{,44} 1214 _{,44}	56 _{,34} 70 _{,41} 199 _{,61}	8 _{,72} 8 _{,33} 9 _{,04}
153 I., II., III. Kateg.	913 _{,05}	79 _{,06}	8 _{,75}

Darnach verausgabt jede Arbeiter-Kategorie fast genau die gleichen % für Wohnung, und Engel scheint das auch für höhere Wohlhabenheitsclassen anzunehmen, er giebt auf einer Tabelle im Berliner Gemeindekalender *) S. 137 an:

Procentverhältniss unter den Ausgaben einer Familie:

	des sogen. Arbeiterstandes mit 300 bis 400 Thlr. Jahres-Einkommen.	des Mittelstandes mit 600 bis 800 Thlr.	des Wohlstandes mit 1000 bis 1500 Thlr.
für Wohnung	12 %	12 %	12 %

Die Quellen für diese Annahmen hat Engel leider nicht mitgetheilt.

Unsere anderweitigen Berechnungen der belgischen Arbeiterbudgets geben uns auch keinen sichern Aufschluss, aber die

*) S. 138 oben muss es übrigens heissen: „So wird z. B. in Berlin sicher für Wohnung mehr benöthigt als 12% des Einkommens“, statt wie dort steht „5% des Einkommens“. 5% ist Beleuchtung und Heizung.

Wohnungsausgaben scheinen mit der Wohlhabenheit in % eher zu sinken als zu steigen.

Zahl der Familien.	Gesamt- Ausgaben. Fr.	Wohnungs- Ausgaben. Fr.	Wohnungsaus- gaben von allen Ausgaben %.
50	520 _{,14}	48 _{,54}	93
50	754 _{,71}	68 _{,25}	91
50	960 _{,41}	83 _{,24}	87
50	1500 _{,20}	131 _{,66}	88
100	637 _{,42}	58 _{,40}	92
100	1230 _{,30}	107 _{,34}	87
200	933 _{,86}	82 _{,97}	89

Die 130 Familien, welche nach dem Brodwerth geordnet werden können, ergeben in Wohnungsprocenten:

Familien.	nach dem Brodwerth geordnet.	nach dem Geldwerth geordnet.
40 arme.	9 _{,6}	9 _{,5}
40 mittel.	9 _{,6}	9 _{,25}
50 reiche.	8 _{,9}	9 _{,3}
	9 _{,2}	9 _{,2}

Wir führen diese Resultate nur an, damit man nicht glaube, wir verheimlichen die auf diesem Wege gefundenen Resultate absichtlich, weil sie uns nicht passen; ein Bild können diese Daten nicht geben, da für diese Frage die Ordnung nach dem Brodwerth keinen Sinn hat.

Anders die Trennung in Stadt und Landvolk wieder nach der Engel'schen Gruppierung in drei Kategorien.

Die Landbevölkerung giebt uns:

Familien.	Alle Ausgaben. Fr.	Wohnungs- Ausgaben. Fr.	Wohnungs- Ausgaben. %.
I. Kategorie . . . 37	610 _{,18}	51 _{,02}	8 _{,4}
II. " . . . 41	803 _{,86}	63 _{,62}	7 _{,9}
III. " . . . 42	1111 _{,64}	91 _{,85}	8 _{,2}
I., II., III. Kategorie 120	851 _{,94}	69 _{,62}	8 _{,2}

Also, wie oben, fast gleiche Procente, aber eher mit der Wohlhabenheit abnehmende Procente.

Die Stadtbevölkerung hingegen scheint auf eine Zunahme der Procente mit zunehmender Wohlhabenheit zu deuten:

Familien.	Alle Ausgaben. Fr.	Wohnungs- Ausgaben. Fr.	Wohnungs- Ausgaben. %.
I. Kategorie . . . 11	775 _{,60}	75 _{,99}	9 _{,8}
II. „ . . . 10	1015 _{,91}	95 _{,23}	9 _{,4}
III. „ . . . 12	1571 _{,29}	173 _{,50}	11 _{,2}
I., II., III. Kategorie . 33	1137 _{,76}	117 _{,28}	10 _{,3}

Auf die Resultate dieser Tabelle möchten wir jedoch wenig geben, da der Beobachtungen zu wenige sind, um daraus sichere Schlüsse ziehen zu können.

Giebt uns die französische Arbeiterbevölkerung bessere Aufschlüsse? Leider nein.

Familien.	Alle Ausgaben. Fr.	Wohnungs- Ausgaben. Fr.	Wohnungs- Ausgaben. %
9	638 _{,6}	46 _{,53}	7 _{,29}
10	1100 _{,9}	61 _{,89}	5 _{,62}
10	1564 _{,0}	123 _{,61}	7 _{,9}
10	2527 _{,1}	210 _{,80}	8 _{,35}
19	881 _{,4}	54 _{,76}	6 _{,21}
20	2045 _{,5}	167 _{,20}	8 _{,17}
39	1478 _{,6}	112 _{,43}	7 _{,61}

Die wohlhabenderen Familien scheinen hier nicht unbedeutend mehr Procente auf Wohnung zu verwenden als die Aermere, allein zum Theil kommen die höheren Wohnungsprocente daher, dass unter den 19 ärmeren Familien nur 2, unter den 20 wohlhabenderen aber 8 aus der Stadt Paris sind. In den Städten schluckt die Wohnung natürlich mehr Procente der Ausgaben, als auf dem Lande, und in den grossen Städten mehr als in den kleinen. Unsere wenigen französischen Ausgabebudgets zeigen das freilich kaum. Die 10 Pariser Familien geben nämlich für Wohnung 7_{,9} % aus bei durchschnittlich

2131₈₄ Fr. Ausgabe, die 29 Nichtpariser aber bei 1253₄₀ Fr. Ausgabe 7₄ %₀. Die Zahlen sind jedoch für solche Beobachtungen wieder zu unsicher, weil zu klein. Dass in den Städten durchweg mehr für Wohnung darauf geht als auf dem platten Lande, zeigen die 10₃ %₀ für Wohnung bei den belgischen Städtern und die nur 8₂ %₀ bei den belgischen Landbewohnern bei ziemlich gleicher Wohlhabenheit Beider.

Es bleibt uns noch das Hamburger Material übrig. Das Resultat dieser Beobachtungen für die Wohnungsausgaben ist folgendes:

Zahl der Familien.	Alle Ausgaben per Familie.	Wohnungs- Ausgaben (Miethe) per Familie.	Wohnungs- Ausgaben von allen Ausgaben.
	Fr.	Fr.	%
17,833	750	112	16
10,189	1,125	200	16
5,031	1,800	330	18 ₃
4,037	5,750	675	18
1,648	5,700	1,422	19 ₇
2,070	18,000	3,750	20 ₈
40,808	2,250	423	18 ₈

Das ergäbe mit zunehmender Wohlhabenheit die Verwendung eines immer grösseren Einkommentheils auf Miethe.

Wir hätten somit gefunden bald constante Bruchtheile für Wohnung bei verschiedener Wohlhabenheit, bald abnehmende, bald zunehmende, allein sowohl wo wir zunehmende, als wo wir abnehmende Procente fanden, ist die Abnahme nicht bedeutend, am meisten sieht es darnach aus, als ob auf Wohnung Jedermann durchschnittlich die gleichen Procente verwendete, wie das auch Engel dargestellt hat. Allein wir möchten behaupten, dass das ganze bisher betrachtete, durch Privatstatistik beigebrachte Material für sich allein ungenügend ist, um unsere Frage zu entscheiden. Wir haben zum Glück ein anderes Material, welches die Frage viel gründlicher darstellt, nämlich eine amtliche Statistik und zwar einmal gerade für die Stadt Hamburg, aus welcher wir auch die Privatstatistik hatten. Steuerzwecke haben hier, wie so oft, *) den Stoff für wissenschaftliche Untersuchungen geliefert. Wo dieselben Menschen zugleich mit einer Einkommensteuer und mit einer Miethsteuer getroffen

*) Vgl. Bd. VIII. der Monatsschrift: Die Wohnungen Riga's. S. 4.

werden, da kann aus den Steueracten, wenn auch mit vieler Arbeit, der Antheil, den Jedermann von seinem Einkommen auf Wohnung verwendet, ermittelt werden. Das ist im ausgedehntesten Maasse für Hamburg geschehen, in einer officiellen Publication über Hamburger Bevölkerungs- und Wohnungs-Verhältnisse *). Dasselbst ist auf 13,084 Haushaltungen Einkommen und Ausgabe für Miethe nach der allgemeinen Einkommensteuer und der Miethsteuer ermittelt. Ueber letztere sagt der Text der Publication S. XXXVIII: „Zum Zweck eines Ueberblicks über das Verhältniss der Miethen zum Einkommen sind für 13,084 Personen Einkommen und Miethe ermittelt und die Resultate in Tabelle LXIV. zusammengestellt. Um richtige Verhältnisse störende Momente fern zu halten, konnten nur solche Miethen benutzt werden, welche den rein persönlichen Wohnungsbedarf der betreffenden Personen oder Familien anschaulich machen. Es sind demnach alle diejenigen Fälle unberücksichtigt geblieben, in welchen ein Theil der Miethe als zu gewerblichen Zwecken erforderlich angesehen werden musste. Wenn dieses Verhältniss aus dem vorhandenen Material nicht deutlich zu ersehen war, sind die Fälle nicht benutzt, z. B. sind die Angaben derjenigen Handwerker, bei denen nicht vorauszusehen war, dass sie ihr Gewerbe nur allein in abgesonderten Localen oder wenigstens ausserhalb ihrer Wohnung betreiben würden, nicht aufgenommen. Ferner sind die Miethen durch Abzug der von Aftermiethern oder Einlogirern gezahlten Miethe auf das richtige Nettoverhältniss zurückgeführt worden, und haben die Miethen, welchen Wiedervermietungen von Wohnungsantheilen an Schläfer und andere Mitbewohner gegenüberstanden, weil in der Miethe Vergütung für ganze oder theilweise Beköstigung, Mobilien und andere Naturalleistungen enthalten war, keine Aufnahme gefunden.“

Diese Arbeit führt nun wohl unwiderleglich zu dem Satz, dass, wenn man den Umfang der Wohlhabenheitsclassen nicht gar zu klein annimmt, die Familien durchschnittlich um so mehr Procente des Einkommens auf Wohnung verwenden, je ärmer sie sind, also dasselbe Gesetz, welches für die Nahrung gefunden wurde. Warum die Einschränkung gemacht ist, „wenn man den

*) Statistik des Hamburgischen Staats, zusammengestellt vom statistischen Bureau der Deputation für directe Steuern. Heft II. Ergebnisse der Volkszählung vom 3. December 1867, Bevölkerungs- und Wohnungs-Verhältnisse. Statistik der Unterrichts-Anstalten, 1869. — Hamburg, Otto Meissner, 1869. S. XXXVIII f. S. 106, 107.

Umfang der Wohlhabenheitsclassen nicht gar zu klein annimmt“, kann erst später erläutert werden. In Zahlen, wie wir sie bisher angewendet, ist unser obiger Satz der folgende:

Zahl der Familien.	Alle Ausgaben pr. Familie.		Wohnungsausgaben pr. Familie		Wohnungsausgaben von allen Ausgaben. %
	Thlr.	Pr. Cour.	Thlr.	Pr. Cour.	
92	113		35		31
401	157		39		24,8
8,844	252		51		20,1
1,606	602		120		19,9
568	1,050		205		19,5
129	1,338		258		19,3
210	1,562		295		18,9
221	1,881		349		18,6
487	2,939		470		16
372	6,379		734		11,5
98	14,004		935		6,7
43	27,105		1,189		4,4
13	56,013		1,488		2,7
13,048	906		124		13,6

Bei stetig steigender Reihe aller Ausgaben in Thalern ist auch die Ausgabe für Wohnung in Thalern stetig steigend, aber in geringerem Maasse, so dass die Reihe der für Wohnung verausgabten Procente aller Ausgaben ununterbrochen durch alle 13 Wohlhabenheitsclassen sinkt.

Die Zahlen sprechen hier so klar, dass weitere Worte die Sache nur unklarer machen könnten. Die obige unvollständige Privatstatistik über Hamburg verliert daneben alle Bedeutung.

Es kann sich nur fragen, ob diese Gesetzmässigkeit einzig für Hamburg gilt oder auch für andere Städte. Schwabe *) hat dasselbe schon 2 Jahre früher für Berlin nachgewiesen, ja er ist es, der das Gesetz zuerst aufgestellt hat, obwohl, wie wir zeigen wollen, er eigentlich dieses Gesetz als allgemein für alle Wohlhabenheitsclassen Berlins gültig nicht aufstellen durfte.

Schwabe konnte nicht für die Berliner allgemein das aus der Einkommensteuer berechnete Einkommen mit den aus der Miethsteuer

*) Das Verhältniss von Mieth und Einkommen in Berlin. Berliner Gemeindekalender für 1868. II. Jahrgang, Berlin, sine anno, S. 264—267.

berechneten Wohnungsausgaben vergleichen, sondern nur für Leute der höheren Wohlhabenheitsclassen. Das Einkommen unter 1000 Thlr. wird in Berlin nicht mit der classificirten Einkommensteuer getroffen, sondern mit der Mahl- und Schlachtsteuer, welche als eine sogen. indirecte Steuer keine „Schätzung“ des Einkommens oder anderer wirthschaftlicher Erscheinungen zur Basis hat. Einkommen und Wohnungsausgaben können aus den Steueracten also nur für Familien mit mehr als 1000 Thlr. Einkommen ermittelt und verglichen werden. Die Einkommensclassen bei Schwabe haben wir so weit in grössere Classen zusammengelegt, dass wir auch hier eine ohne Unterbrechung mit der Wohlhabenheit abnehmende Procentreihe der Wohnungsausgaben erhielten.

Zahl der Familien.	Alle Ausgaben pr. Familie.		Wohnungsausgaben pr. Familie.		Wohnungsausgaben von allen Ausgaben. %.
	Thlr.	Pr. Court.	Thlr.	Pr. Court.	
1,861	1,100		303		27 _{,6}
1,137	1,300		320		24 _{,6}
1,070	1,500		359		23 _{,0}
1,232	1,800		386		21 _{,5}
1,024	2,200		451		20 _{,5}
702	2,600		512		19 _{,7}
931	3,200		554		17 _{,2}
654	4,180		670		16
288	5,400		774		14 _{,3}
271	6,600		835		12 _{,7}
210	8,400		978		11 _{,6}
222	12,150		1,080		8 _{,0}
73	19,100		1,610		8 _{,4}
21	28,000		1,658		5 _{,9}
40	55,800		2,740		4 _{,9}

Auch hier läuft die Procentreihe der Wohnungsausgaben ununterbrochen bergab. Resultat in Worten: Je wohlhabender diejenigen Berliner sind, welche überhaupt 1000 Thlr. und mehr Einkommen haben, um so weniger Procente ihres Einkommens verwenden sie auf Wohnung.

Für das Einkommen unter 1000 Thaler hat Schwabe sich aber auch Rath geschafft, er hat sich aus den Acten der sogen. „Servis-Deputation“ die Gehalte von 4281 Staats- und Communalbeamten mit weniger als 1000 Thalern Gehalt excerptirt und dieselben in

ihrem Einkommen mit der Wohnungsmiethe, welche alle Berliner versteuern müssen, verglichen. Aus Schwabe's Tabelle haben wir wiederum die folgende umgerechnet:

Zahl der Familien.	Alle Ausgaben per Familie.	Wohnungs- Ausgaben per Familie.	Wohnungs- Ausgaben von allen Ausgaben.
	Thlr. Pr. Cour.	Thlr. Pr. Cour.	%
151	96	56	58
5	121	49	40
94	175	48	27,2
1469	250	66	26,2
588	307	74	24
829	375	84	22,4
291	474	107	22,3
331	598	128	21,3
334	749	155	20,7
190	895	156	17,4

Also auch für die Berliner mit weniger als tausend Thaler Einkommen gilt der mit der Wohlhabenheit abnehmende Procentsatz der Wohnungsausgaben. Wie konnten wir dann weiter oben behaupten, Schwabe hätte das Gesetz als für die Berliner jeder Wohlhabenheit gültig nicht aufstellen dürfen?

Das Gesetz scheint für die Aermeren zu stimmen und auch für die Reichen, nicht aber für Alle zusammen; man füge die beiden Procentreihen aneinander, und die also componirte Procentreihe erleidet eine gewaltige Unterbrechung gerade bei einem Einkommen von tausend Thalern. Der Wohnungsantheil springt von 17,4% bei 900 Thlr. Einkommen auf 27,6% bei 1100 Thlr. Einkommen, und erst bei einem Einkommen von 3200 Thlr. ist der Wohnungsantheil wieder 17,2%.

Abnehmende Wohnungsprocente bei Staats- und Communalbeamten mit Einkommen unter 1000 Thlr.	}	58
		40
		27,2
		26,2
		24
		22,4
		22,3
		21,3
		20,7
		17,4

	27,6
	24,6
	23,9
	21,5
	20,5
	19,7
Abnehmende Wohnungsprocente	17,2
bei Einkommensteuerepflichtigen mit	16
Einkommen über 1000 Thlr. . .	14,3
	12,7
	11,6
	8,9
	8,4
	5,0
	4,0

Merkwürdiger Weise ist dieser Sprung dem Bearbeiter nicht aufgefallen, er erwähnt desselben wenigstens gar nicht. Dass der Sprung eine baare Unmöglichkeit ist, hat ein neuer Bearbeiter des vorliegenden Materials, Bruch,*) auch gefühlt und gesagt, es muss hier ein Fehler im Beobachtungsmaterial sein. Bruch macht eine ähnliche Aneinanderreihung der beiden Beobachtungsgruppen und bemerkt dann: „Die durch den Strich angedeutete Kluft ist, wie man sich leicht durch Vergleichung der Differenzen überzeugen kann, so bedeutend, dass man in diesen Angaben ein die unteren und die oberen Classen gleichmässig umfassendes Gesetz noch nicht gefunden hat. Es ist darin zugleich eine Verschiedenheit der verglichenen Subjecte und Objecte ausgesprochen, indem einerseits ein bestimmter Stand, andererseits eine aus allen möglichen Ständen zusammengesetzte Bevölkerungsclassen, und ferner einerseits eine bestimmte, officiell feststehende Qualität des Einkommens, welches freilich zum grössten Theile das ganze Einkommen dieser Personen absorbiren wird, andererseits ein nach den allgemeinen Einschätzungsregeln geschätztes Einkommen, endlich bei den Beamten die aus deren ausschliesslichem Wohnungsbedürfniss, bei den Einkommensteuerepflichtigen die aus deren nothwendigen geschäftlichen Ansprüchen hervorgehende Miethe sich gegenübersteht. Diese dreifache, unter sich

*) Ueber die Haus- und Miethsteuer in Berlin in: Berlin und seine Entwicklung. Städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik. Dritter Jahrgang 1869. S. 2—34.

aber eng zusammenhängende Ungleichmässigkeit hat sich in der Reihe obiger Verhältnisszahlen zu Gunsten der Beamtengehälter und zu Ungunsten der Einkommensclassen der Einkommensteuerpflichtigen geltend gemacht, d. h. abgesehen von dem in jeder Reihe für sich hervortretenden Sinken des Procentsatzes mit der Höhe des Einkommens, brauchen scheinbar die Beamten verhältnissmässig für ihre Wohnungen weniger zu verausgaben, als die Einkommensteuerpflichtigen. Der entscheidende Grund für diese Ungleichmässigkeit ist unseres Erachtens darin zu suchen, dass in den Miethen der Beamten nur die reinen Wohnräume, in den Miethen der Einkommensteuerpflichtigen, unter denen grössere Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten eine hervorragende Rolle spielen, die zur Wohnung und die zu Geschäftszwecken benutzten Räumlichkeiten zusammen auftreten. Das für die Beamten sich ergebende Verhältniss ist also der reinere Ausdruck der Bedeutung des allgemeinsten menschlichen Bedürfnisses nach einer Wohnung für den Familienhaushalt, der für die Einkommensteuerpflichtigen berechnete Procentsatz hat dagegen nur das äusserliche Interesse eines Durchschnitts.

Es kam nun zunächst darauf an, auch für die höheren Einkommensclassen über 1000 Thlr. das reine Verhältniss des Wohnungsbedarfs zum Einkommen zu finden, um in einer Reihe gleichmässiger Beobachtungen aus allen Stufen der Bevölkerung die allgemeine Giltigkeit des oben erwähnten Gesetzes zu prüfen. Zu diesem Zweck bot sich der einfache Weg, dass die bezüglichen Daten nach den feststehenden Steuerstufen für die Einkommensteuerpflichtigen in sich zusammen gezogen wurden, aus deren Stand als Beamter, Offizier, Pensionär, Secretär etc. mit Sicherheit geschlossen werden konnte, dass in der Miethszahlung lediglich das reine Wohnungsbedürfniss ausgesprochen war. Auf diese Weise wurden aus den 9741 Einkommensteuerpflichtigen, deren Miethen schon beobachtet war, 7852 ausgeschieden und es verblieben 1889 Fälle, bei denen die obige Annahme gerechtfertigt erschien.“

Soweit Bruch. Aus der Tabelle, welche er hierfür zusammenstellt, nehmen wir nur die auch bisher mitgetheilten Spalten, setzen aber dazu die Grenzen der Einkommensclassen, aus welchen der nebenstehende Durchschnitt resultirt. *)

*) Dieser Durchschnitt des Einkommens stimmt bis zu 1000 Thlr. Gesamtausgabe nicht mit dem, welchen Bruch in seiner Tabelle angiebt. Bruch hat nämlich als Durchschnitt seiner Einkommengruppen die Mitte zwischen

Zahl der Familien.	Einkommen- classen.		Alle Ausgaben pr. Familie.		Wohnungsaus- gaben pr. Fam.		Wohnungsaus- gaben von allen Ausgaben. %.	
	Thlr.	Pr. Court.	Thlr.	Pr. Court.	Thlr.	Pr. Court.	Thlr.	Pr. Court.
151	96—	99	96		55 _{,8}		58 _{,08}	
4	100—	124	106		47		40 _{,26}	
1	125—	149	136		55		40 _{,44}	
45	150—	174	162		43		26 _{,17}	
49	175—	199	187		52		27 _{,71}	
441	200—	249	225		61 _{,1}		27 _{,17}	
1,028	250—	299	260		67 _{,6}		25 _{,95}	
588	300—	349	307		73 _{,7}		23 _{,97}	
492	350—	399	355		79 _{,9}		22 _{,17}	
337	400—	449	403		90 _{,7}		22 _{,19}	
147	450—	499	452		101 _{,9}		22 _{,51}	
144	500—	549	502		111 _{,4}		22 _{,11}	
81	550—	599	553		102 _{,2}		22 _{,22}	
249	600—	699	615		132 _{,5}		22 _{,20}	
192	700—	799	710		149 _{,4}		21 _{,02}	
332	800—	999	857		159 _{,1}		18 _{,57} *)	
327	1,000—	1,199	1,100		234 _{,3}		21 _{,32}	
237	1,200—	1,399	1,300		243 _{,3}		18 _{,73}	
242	1,400—	1,599	1,500		278 _{,6}		18 _{,59}	
231	1,600—	1,999	1,800		322 _{,5}		17 _{,02}	
190	2,000—	2,399	2,200		360 _{,8}		16 _{,39}	
145	2,400—	2,799	2,600		410 _{,7}		15 _{,80}	
118	2,800—	3,199	3,000		437 _{,5}		14 _{,58}	
80	3,200—	3,599	3,400		462 _{,9}		13 _{,61}	
56	3,600—	3,999	3,800		511 _{,7}		13 _{,16}	
90	4,000—	4,799	4,400		586 _{,9}		13 _{,33}	
60	4,800—	5,999	5,400		616 _{,5}		11 _{,42}	
53	6,000—	7,199	6,600		731 _{,3}		11 _{,07}	
27	7,200—	9,599	8,400		846 _{,4}		10 _{,08}	
17	9,600—	11,999	10,800		1,035 _{,7}		9 _{,59}	
9	12,000—	15,999	14,000		1,158 _{,3}		8 _{,27}	
1	16,000—	19,999	18,000		820 _{,0}		4 _{,56}	
1	20,000—	23,999	22,000		1,393 _{,0}		6 _{,33}	
2	24,000—	31,999	28,000		1,344 _{,5}		4 _{,80}	
2	32,000—	39,999	36,000		2,246 _{,0}		6 _{,24}	
1	40,000—	52,000	46,000		920 _{,0}		2 _{,00}	
6,170	96—	52,000	1,060		176		16 _{,6}	

beiden Extremen genommen, z. B. für die Familien mit 800 -- 999 Thlr. ist genommen 900. Das ist aber nur der „ideelle“ Durchschnittsbetrag, wie Schwabe ihn nennt. Der „wirkliche“ Durchschnittsbetrag ist die Einkommens-Summe aller 332 in diesen Einkommensgrenzen stehenden Familien, nämlich 284,510 Thlr.

Zu der Tabelle bemerkt dann Bruch: „Eine Verfolgung der in der letzten Colonne der vorstehenden Tabelle enthaltenen Procentsätze von oben nach unten lässt ohne Weiteres erkennen, dass darin der bedeutende in der obigen kleinen Reihe hervortretende Sprung bei 1000 Thlr. Einkommen vollständig verschwunden ist. Es ist, abgesehen von einigen ganz unerheblichen Ungleichmässigkeiten ein consequentes und allmähliches Sinken des Procentsatzes von einer Stufe zur andern wahrzunehmen.“

Diesen Ausführungen von Bruch müssen wir in Einigem entgegen-treten. Einmal ist denn doch der Sprung so vollständig nicht verschwunden, da es von 18_{,57} auf 21_{,32} wieder hinaufgeht, allein lassen wir das als eine der „ganz unerheblichen Ungleichmässigkeiten“ gelten. Zweitens aber glauben wir, dass für den Sprung in den Procenten der Wohnung, wenn man alle Einkommensteuerpflichtigen nimmt, der „entscheidende“ Grund nur zu einem kleinen Theile in dem liegt, was Bruch dafür anführt. Worin der entscheidende Grund zu suchen sein wird, mag die folgende Ausein-dersetzung lehren. Leider ist mir hier das Berliner Miethsteuerreglement nicht zur Hand, ich weiss daher nicht wie weit Räumlichkeiten, welche nicht der Consumption, dem Genuss, sondern der Production, der Arbeit, dienen, von der Miethsteuer nicht getroffen werden. Gebäude, welche ausschliesslich der Production dienen sind von der Miethsteuer nicht getroffen. Wird nun nicht dem entsprechend, auch wenn das Geschäftslocal mit der Wohnung mehr oder minder verbunden ist, bei der Abschätzung des Miethwerthes darauf schon Rücksicht genommen und ein entsprechender Abzug von der Steuer-behörde gewährt? Nehmen wir einmal an, dass die Miethsteuer

dividirt durch die Zahl der Familien = 857 Thlr. Wir müssen den wirklichen Durchschnitt nehmen, denn sonst stimmt die Procentzahl der Wohnungsmiethe nicht, z. B.:

Wirkliches Einkommen: Miethe = $857 : 159,1 = 100 : 18,6$.

Ideelles Einkommen: Miethe = $900 : 159,1 = 100 : 17,7$.

*) In der Tabelle von Bruch sind 2 Druck- oder Rechenfehler zu verbessern.

1) In der Kategorie 350—399 Thlr. ist der Durchschnittsbetrag der Miethe nicht 47_{,9} Thlr., sondern 79_{,6}. 2) Die Miethe beträgt in der Kategorie 800—999 nicht 19_{,00}, sondern 18_{,57}. Hoffentlich ist es ein Druck- oder Rechenfehler, denn in einem einzigen Falle, wo es mit dem gewünschten Resultat stimmt, die Decimale abzurunden, ist doch nicht erlaubt, gerade hier scheint bei 19_{,00}% der Sprung in den Einkommens-Procenten vollständiger verschwunden, als bei 18_{,57}%. Vergl. den Text.

überall nur die Wohnräume belastete und die Geschäftsräume allesamt freiliesse, gäbe es dann etwa keine Deutung für den Sprung in den Wohnungsprocenten bei dem Einkommen von 1000 Thlr.? O ja! der hohe Procentsatz, welchen die Miethe bei einem Einkommen von 1000 Thlr. und mehr ausmacht, braucht nicht darin zu liegen, dass in der besteuerten Miethe ausser Wohnräumen auch Geschäftsräume mit versteuert werden, er kann auch darin liegen, dass bei nur besteuertem Wohnungsmiethe das Einkommen über 1000 Thlr. zu niedrig angenommen wird. Liegt hierfür einige Wahrscheinlichkeit vor? Nicht nur einige, sondern eine sehr bedeutende. Unter den 9741 Einkommensteuerpflichtigen, welche Schwabe seiner Berechnung zu Grunde gelegt hat, sind nach Bruch's Ermittlungen 7852 Gewerbetreibende, Kaufleute etc., und nur 1886 Beamte, Officiere, Pensionäre, Rentiers. Nur bei diesen Letztern, mit Ausnahme aber noch der Rentiers, kann das Einkommen zum Behuf der classificirten Einkommensteuer genau aus den städtischen und staatlichen Akten der sogenannten *Servis-Deputation* ermittelt werden. Bei der Gewerbetreibenden, Kaufleuten etc. ist man auf Schätzung angewiesen. In Preussen findet nicht eigene Schätzung durch den Steuerpflichtigen selbst statt, sondern eine Einschätzung durch den Staat in bestimmte Classen der „classificirten Einkommensteuer“. Nun weiss Jedermann, wie schwer das reine Einkommen aus gewerblichen oder Handelsunternehmungen schon vom Geschäftsherrn selbst berechnet werden kann, und nun gar vom Steuerbeamten! Das Einkommen wird bald zu hoch, bald zu niedrig geschätzt werden. Nehmen wir einmal an, dass der Irrthum der einschätzenden Beamten nach Oben und nach Unten gleich gross ist, dass also wenigstens der Durchschnitt aller Steuerpflichtigen einer Classe mit der Wirklichkeit übereinstimmt, dann wird die Einkommensteuer ganz sicher von weniger als dem wahren Einkommen bezahlt, denn wer von der Behörde zu niedrig eingeschätzt ist, wird mit wenigen Ausnahmen nicht verrathen, dass sein Einkommen grösser ist, als die Steuerbehörde es schätzte, wer aber zu hoch angesetzt war, wird reklamiren, und falls er den Beweis zu hoher Einschätzung erbringen kann, heruntergeschätzt werden müssen. Wenn alle zu niedrigen Schätzungen unverbessert bleiben, alle zu hohen aber corrigirt werden, dann wird der Durchschnitt des Einkommens nach den Schätzungen geringer sein als der wahre Durchschnitt. Nun richtet sich, was Jemand von seinem Einkommen auf Miethe verwendet, doch nach dem grösseren „wahren“, nicht nach dem kleineren „abgeschätzten“ Einkommen,

beträgt also von dem eingeschätzten Einkommen mehr Procente als von dem wahren Einkommen. Das Einkommen wird zu niedrig geschätzt bei der Mehrzahl der Familien mit mehr als 1000 Thlr. Einkommen, die Familien mit weniger als 1000 Thlr. Einkommen sind lauter solche, deren Einkommen actenmässig festgestellt wird. In den Gang der Wohnungsprocente muss, wenn auch für ein Einkommen über 1000 Thaler nur actenmässig ermittelte Einkommen der Betrachtung unterworfen werden, Uebereinstimmung kommen. Das hat nun Bruch halb unbewusst ziemlich genau gethan. Unter seinen Beamten, Offizieren, Pensionären und Rentiers sind die drei Ersteren Leute mit actenmässig ermitteltem Einkommen. Die Procentreihe der Wohnungsausgaben würde, wenn nicht unter den 1889 Familien noch eine bedeutende Anzahl Rentiers wäre, ganz ohne einen Sprung abwärts gehen. Der kleine Sprung, welcher bei Bruch noch bleibt, fällt den Rentiers zur Last, deren Einkommen am allerunschätzbarsten ist. Ihr Einkommen wird sehr viel höher sein, als das Einkommen, welches sie versteuern. Zu ihrem geschätzten Einkommen wäre also ein gewisser Zuschlag zu machen, um ein richtiges Verhältniss zwischen ihren Ausgaben oder ihrem wahren Einkommen und ihren Wohnungsausgaben zu finden, oder auch diese Rentiers müssten noch ausgemerzt werden.

Dafür, dass die Rentiers den noch bleibenden Sprung auf sich nehmen müssen, haben wir noch einen anderen statistischen Beweis. Auf der folgenden Tabelle ist berechnet, wie für die gleichen Einkommensclassen über 1000 Thlr. die Wohnungsprocente sich gestalten, 1) für alle 9741 Einkommensteuerverpflichtigen, 2) für die 1889 Offiziere, Beamten, Pensionäre, Rentiers, und 3) für die Einkommensteuerverpflichtigen nach Abzug der 1889 nicht Gewerbetreibenden, d. h. für die 7852 Gewerbetreibende, Kaufleute, Landwirthe etc. Dabei ist angegeben, wie viel %/ erstens alle Einkommensteuerverpflichtigen und zweitens die Gewerbetreibenden mehr für Wohnung ausgeben als die Beamten in jeder Einkommensteuerklasse:

Procentverhältniss der Miethe bei			Auf Wohnung verwenden mehr % als die Beamten:	
Beamten	allen Einkom- steuerpflichtig.	Gewerbe- treibenden	alle Ein- kommensteuer- pflichtigen.	die Gewerbe- treibenden.
mit über 1000 Thlr. Einkommen.				
21 _{,3}	27 _{,6}	28 _{,8}	6 _{,3}	7 _{,5}
18 _{,7}	24 _{,6}	26 _{,1}	5 _{,9}	7 _{,4}
18 _{,6}	23 _{,9}	25 _{,5}	5 _{,3}	6 _{,9}
17 _{,9}	21 _{,5}	22 _{,2}	3 _{,6}	4 _{,3}
16 _{,4}	20 _{,5}	21 _{,4}	4 _{,1}	5
15 _{,8}	19 _{,7}	20 _{,7}	3 _{,9}	4 _{,9}
14 _{,6}	17 _{,2}	18 _{,0}	2 _{,6}	3 _{,4}
13 _{,6}	17 _{,5}	18 _{,3}	3 _{,0}	4 _{,7}
13 _{,5}	15 _{,0}	15 _{,5}	1 _{,5}	2
13 _{,3}	16 _{,4}	17 _{,3}	3 _{,1}	4
11 _{,4}	14 _{,3}	15 _{,1}	2 _{,9}	3 _{,7}
11 _{,0}	12 _{,7}	13 _{,1}	0 _{,8}	1 _{,2}
10 _{,1}	11 _{,6}	11 _{,9}	1 _{,5}	1 _{,8}
9 _{,6}	9 _{,1}	9 _{,0}	-0 _{,5}	-0 _{,6}
8 _{,3}	8 _{,7}	8 _{,8}	0 _{,4}	0 _{,5}
4 _{,6}	7 _{,6}	7 _{,6}	3 _{,0}	3 _{,0}

Wie kann diese Tabelle beweisen, dass der unmögliche Sprung, der nach Ausscheidung aller Gewerbetreibenden aus den Einkommensteuerpflichtigen noch bleibt, den Pensionären zur Last fällt? Sehr einfach: Die Differenz in den Wohnungsprocenten der Beamten etc. und der Gewerbetreibenden ist bedeutend in den Einkommensclassen, in denen die Rentiers von den Beamten noch stark überwogen werden. Das ist natürlich nur in den unteren Classen der Fall mit wenig über 1000 Thlr. Einkommen, welches Gehalt viele Beamte haben, mit welchem Einkommen aber noch nicht viele Leute sich soweit begnügen, um ohne Gewerbe nur von Zinsen, nicht auch von Arbeit zu leben. In den oberen Einkommensclassen, z. B. über 5000 Thlr. giebt es selbst in Berlin wenig Beamte und Offiziere, hingegen lassen sich hier viele Rentiers vermuthen. In den höheren Einkommensclassen nun, wo den Gewerbetreibenden, deren Einkommen schwer schätzbar ist, fast nur solche Rentiers gegenüberstehen, deren Einkommen auch nicht genau geschätzt werden kann, fällt die Differenz in den Wohnungsprocenten dieser beiden Classen fort. Es stehen

den unschätzbaren Gewerbetreibenden nicht mehr gegenüber: viele sicher zu schätzende Beamte plus wenigen unsicher zu schätzenden Rentiers, sondern: sehr wenig sicher zu schätzende Beamte plus sehr vielen unsicher zu schätzenden Rentiers. Da muss wohl die Differenz in den Wohnungsprocenten bei den oberen Einkommensclassen fortfallen.

Bei den gesammten obigen Auseinandersetzungen ist nun noch nicht einmal in Betracht gezogen, dass notorisch die Einschätzung in die verschiedenen Einkommensclassen in Preussen ungemein milde geschieht, was an sich nichts schadete, wenn es nicht gegen die Beamten, deren Einkommen genau ermittelt wird, ungerecht wäre.

Nach allem Gesagten kann es kaum einem Zweifel unterliegen, dass das Durchschnitts-Einkommen Aller, welche Einkommensteuer zahlen, höher angenommen werden muss, als die Steuerbehörde thut, es fragt sich nur, ob man aus den Miethen, welche die Gewerbetreibenden zahlen, rückschliessen kann auf das Einkommen? Es kann folgenderweise geschehen: In der ersten Einkommensteuerklasse (1000 bis 1199 Thlr.) stehen 1861 Familien mit 563,919 Thlr. Miethe, davon gehen 327 Beamtenfamilien mit zusammen 359,700 Thlr. Einkommen und 76,630 Thlr. Miethe ab, die Miethe der Beamten beträgt $21,3\%$ des Einkommens, und ist 234,3 Thlr. per Familie. Die übrig bleibenden 1534 gewerbetreibenden Familien zahlen zusammen 487,289 Thlr., d. h. 317 Thlr. per Familie. Eine Miethe von durchschnittlich 317 Thlr. finden wir auch unter den Beamten wieder. Es haben nämlich 231 Familien eine Miethe von durchschnittlich 322,5 Thlr. Diese Miethe entspricht einem Einkommen von durchschnittlich 1800 Thlr. Darnach wären also die Gewerbetreibenden, welche auf 1200 Thlr. Durchschnitts-Einkommen geschätzt wurden, um 100 Thlr. höher zu schätzen. Weiter! Von den 1137 Familien mit durchschnittlich 1200—1399 Thlr. Einkommen gehen 237 Beamtenfamilien ab, es bleiben 900 Gewerbetreibende mit zusammen 305,848 Thlr. Miethe oder durchschnittlich mit 339 Thlr. Miethe. Diese 339 Thlr. Miethe würden nach der Beamtentabelle entsprechen einem Einkommen von circa 2000 Thlr., denn 322 Thlr. Miethe entspricht 1800 Thlr. Einkommen, 361 Thlr. entsprechen 2200 Thlr. und 339 sind fast genau das Mittel aus 361 und 322 Thlr., entsprechen also dem Mittel aus 2200 und 1800 Thlr. Einkommen, d. h. 2000 Thlr. Einkommen. So kann man weiter gehen, indem man aus der wirklichen Miethe der Gewerbetreibenden, aus dem wirk-

lichen Einkommen und der wirklichen Miethe der Beamten, das wirkliche Einkommen der Gewerbetreibenden ermittelt nach der Proportion: Miethe der Beamten: Gehalt der Beamten = Miethe der Gewerbetreibenden: dem wirklichen Einkommen der Gewerbetreibenden. Das gäbe ungefähr folgende Tabelle:

Mit Einkommen von durchschnittl.	sind taxirt Familien überhaupt.	haben wirklich dieses Einkommen, Beamten- etc. Familien.	bleiben nach Familien der Gewerbetreibenden.	zahlen Miethe die Beamten.	zahlen Miethe die Gewerbetreibenden.	Vor-stehende Miethe d. Gewerbetreibenden entsprechen einem Einkommen von	Differenz zwischen dem versteuerten und dem wirklich. Einkommen der Gewerbetreibenden.
Thlr.				Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.
1100	1861	327	1534	234	317	1800	700
1300	1137	237	700	243	339	2000	700
1500	1070	242	828	279	383	2400	900
1900	1232	231	1001	323	400	2600	800
2200	1024	190	934	361	420	3000	800
2600	702	145	557	411	536	4100	1500
3000	475	118	357	437	540		1100
3400	456	80	376	463	620	5400	2000
3800				512			
4400				587			
5400				617			

Wir gestehen nun allerdings ganz offen, dass wir nicht glauben mit dem Rückschluss aus der Miethe das Einkommen der Gewerbetreibenden richtig gefunden zu haben, die Tabelle mag mehr nur zeigen, wie bei genügendem statistischem Material die Frage zu behandeln wäre. Um nur eine Fehlerquelle anzuführen: Die ganze Behandlung geht von der Prämisse aus, dass alle Stände und Berufsklassen für wahre Wohnräumlichkeiten, also mit Ausschluss aller Geschäftslocalitäten, bei gleichem Einkommen dieselben Procente verwenden, allein eben diese Prämisse ist noch keineswegs bewiesen, ja sie ist vermuthlich aus nachstehendem Grunde falsch.

Verschiedene Berufsarten verstehen unter „standesgemäss wohnen“ sehr Verschiedenes, ein Beamter z. B., gleicher Einnahme wie ein Handwerker oder gutbezahlter Fabrikarbeiter, wird auf eine gute Wohnung mehr sehen, als die Letzteren, und wird lieber an der Nahrung sich etwas abdarben. Diese Behauptung beruht einmal auf der allgemeinen Beobachtung, dass mit der Bildung das Gefühl für eine anständige Wohnung wächst, sodann dürfte es vielleicht aus den bisher betrachteten Daten statistisch plausibel gemacht werden können:

Bei einem Einkommen unter 1000 Thlr., d. h. bei durchschnittlich 385 Thlr. verbraucht der Berliner für Miethe 22,9 % seines Einkommens. Das ist ein Einkommen von nur wenig mehr als in der obersten (III.) Kategorie der belgischen Arbeiter mit 1214 Fr. oder 324 Thlr. per Familie. Diese Familien verwenden aber nur 9,04 % auf Wohnung, d. h. noch nicht einmal halb so viel als die berliner Beamten. Oder nehmen wir die 39 französischen Arbeiterfamilien, mit durchschnittlich 1478,6 Fr. oder 314 Thlr., d. h. mit so grossem Einkommen als die berliner Familien, so verwenden diese auf Wohnung sogar nur 7,61 %. Ausserdem umfassen diese Verwendungen von 9,04 % der belgischen und 7,61 % der pariser Arbeiter für Wohnung nicht nur die Miethe, sondern auch die Kosten für Ausbesserung des Mobiliars und Ersetzung der abgängigen Stücke durch neue. Allein lassen wir diesen allerdings unbedeutenden Posten einmal ausser Acht, und nehmen wir die Wohnungsausgaben für reine Miethe an, so beträgt sie nur $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ von den Ausgaben der Berliner. Und wende man nicht ein, die Berliner geben für Wohnung nur so viel mehr aus weil eine gleiche Wohnung in Berlin, der grossen Stadt, mehr kostet als in Belgien und Frankreich, Stadt und Land zusammengenommen; wir können ja die 10 pariser Familien mit 2131,64 Fr. oder 568 Thaler zur Vergleichung nehmen. Gleiche Wohnungsräumlichkeiten dürften in Paris wohl kaum billiger sein als in Berlin, im Gegentheil theurer, und doch verwenden die 10 pariser Familien unter den 39 französischen nur 7,9 % auf Wohnung, d. h. nur $\frac{1}{3}$ von dem, was für die berliner Beamten gilt. Damit soll wieder nicht behauptet sein, dass der Beamte dreimal mehr auf Wohnung verwendet als der Gewerbetreibende, aber ein gut Theil mehr scheint es allerdings zu sein.

Dreimal so viel geben die Berliner schon darum nicht für Wohnung aus, weil die Beamtgehälter nicht die ganze Einnahme der Beamtenfamilien ausmachen, sondern nur den allerdings überwiegenden

Theil. Damit kommen wir zu einem ungemein wichtigen, bisher noch zurückgestellten Punkt, den schon Schwabe mit vollem Rechte betont. Schwabe sagt zu der Tabelle mit den Beamten unter 1000 Thaler Einkommen: „Um die richtigen Verhältnisse aus dieser Tabelle herauszulesen, empfiehlt es sich, dieselbe zunächst zu rectificiren. Betrachtet man nämlich die Beamtengehälter, welche weniger als 300 Thlr. betragen, so bestehen diese vielfach aus solchen niederer Postbeamten, namentlich Briefträger, niederer Justizbeamten, Boten, Canzleidiener, Nachtwächter etc. Gegenüber den Preisverhältnissen der unentbehrlichsten Nahrungs- und Unterhaltungsmittel in Berlin dürfte wohl bei geringen Gehältern anzunehmen sein, dass entweder die Frau durch Arbeit oder der Mann durch Nebenverdienste oder beide zusammen das Einkommen höher bringen, als es der Gehalt bezeichnet. Dieses ergiebt sich am augenscheinlichsten bei den untersten Gehaltsclassen, in denen Einkommen und Miethe nahezu gleich stehen etc.“ Gewiss hat Schwabe mit dieser Behauptung vollkommen Recht, es muss ein bedeutender Zuschuss zum Gehalt aus anderen Quellen angenommen werden, und zwar ein um so grösserer, je geringer das Gehalt ist. Wie hoch man den Zuschlag anzunehmen hat, wagen wir nicht zu entscheiden. Man könnte etwa daran denken, den Zuschuss zu finden aus dem, was von dem Gesamt-Einkommen der belgischen und französischen Arbeiterfamilien aus der Arbeit des Mannes, der Frau, der Kinder und aus sonstigen Quellen, Almosen oder Capitalbesitz herrührt. Dafür haben wir die Daten bei Engel, dass z. B. in den belgischen Arbeiterfamilien aller drei Kategorien der Hausvater nur circa die Hälfte des Gesamt-Familien-Einkommens aufbringt. Die Zahlen lassen sich leider nicht übertragen auf die berliner Beamten. Ein so bedeutender Antheil am Gesamt-Einkommen, wie in den sogen. arbeitenden Classen kommt in den niederen Beamtenclassen auf Frau und Kinder höchstens in den alleruntersten Classen; schon bei noch recht mangelhaftem Gehalt des subalternsten Beamten verbietet die Standesehre, dass die Frau und die Kinder die lohnende Arbeit in Fabriken aufsuchen, nur die schlechtbezahlten sogenannten Nebenerwerbszweige: Nähen, Stricken, Waschen, Unterrichten „dürfen“ nach den Standesgefühlen Frau und Kinder des Beamten betreiben.

Genug, die Einnahmen der Beamtenfamilien sind um so mehr durch solche Einnahmen zu erhöhen, je niedriger die Gehälter sind. Wie hoch man den Zuschuss ansetzen muss, lassen wir unentschieden. Selbst wenn wir annehmen wollten, das Einkommen der Beamten

unter 1000 Thlr. betrüge durchschnittlich nicht 385 Thlr., sondern die Hälfte mehr, d. h. 577 Thlr., so wären die durchschnittlich 88 Thlr. Miethe $15,2\%$, also fast noch der doppelte Procentsatz des pariser Arbeiters. Aber nicht einmal so hoch kann der Zuschuss aus den anderen Quellen sein, denn sonst wären die Wohnungsprocente bei dem Einkommen unter 1000 Thaler und über 1000 Thaler einander gleich. Nur bei den unteren Gehalten bis etwa 300—400 Thlr. möchten wir nennenswerthe anderweitige Einnahmequellen annehmen. Je mehr nun nach unten zu die Einnahmen höher anzusetzen sind als die Gehalte, um so mehr werden die Wohnungsprocente reducirt, namentlich die ganz unmöglichen $57,5\%$ auf Wohnung in der Einkommensklasse von 96—99 Thlr., die auch als Gesamt-Einkommensklasse unmöglich ist.

Durch die vorstehende Betrachtung gelangt man dazu, die Abnahme in der Procentreihe für Wohnung bedeutend in den untern Classen abschwächen zu müssen, so dass eine namhafte Abnahme der Procente etwa erst in den oberen Einnahmestufen über 1500 Thlr. hinaus Statt hätte. In den unteren Classen wäre die Procentabnahme sehr unbedeutend oder hörte gar in den mittleren Regionen von 300 bis 1500 ganz auf, wo dann 18—20% auf Wohnung fallen dürften. Das würde Uebereinstimmung schaffen mit den constanten Wohnungsprocenten, welche wir für die belgischen so wie für die französischen Arbeiter fanden und mit den constanten 12 Wohnungsprocenten, welche Engel in drei Wohlhabenheitsclassen von 300—400 Thlr., 600—800 Thlr., 1000—1500 Thlr. annimmt. Es sollte uns nicht wundern, wenn Engels so oft richtiger Blick auch hier das Richtige getroffen hätte, wo die Annahme von 12% für Wohnung allerdings mehr auf Intuition als Induction zu beruhen scheint; nichts ist ja für einen Mann der Wissenschaft ehrenvoller, als wenn eine Hypothese oder Intuition später inductiv bewiesen wird.

Mag man übrigens auf die obige Art den Sprung aus der Wohnungs-Procentreihe entfernen, oder auf die Art wie Bruch es thut, oder endlich, was wohl das Richtigste sein dürfte, durch Combinirung beider Deutungsarten, immer bekommt man qualitativ für Berlin dasselbe Gesetz wie für Hamburg, „je ärmer durchschnittlich die Familien sind, um so mehr Procente ihrer Ausgaben verwenden sie auf die Wohnung“. Gegenüber dem so reichhaltigen Material aus diesen beiden Städten fällt das andere Material nicht ins Gewicht.

Nur quantitativ stimmen in beiden Städten die Procentreihen nicht genau. Am Schluss dieser Abhandlung findet sich in einer grössern Tabelle der Versuch, die Wohlhabenheitsclassen von Berlin mit denen Hamburgs in Uebereinstimmung zu bringen. Es wurde dies dadurch ermöglicht, dass für Berlin der Wohlhabenheitsstufen genug gemacht waren, um aus diesen kleineren Gruppen grössere, den Hamburgischen adäquate zu bilden. Für Einzelheiten sei auf diese Tabelle verwiesen, hier geben wir nur die absteigenden Procentreihen bei bestimmtem Durchschnittseinkommen:

Hamburg.		Berlin.		
Durchschnittseinkommen.	Wohnung. %.	Wohnung. %.	Durchschnittseinkommen.	
unter 1000	113	31	57,5	100
	157	24,8	26,7	162
	193	22,3	27,7	187
	293	18,8	24,7	284
	523	19,9	21,8	451
	735	20,3	21,6	656
	941	19,5	18,6	900
über 1000	1,164	19,6	21,3	1,100
	1,338	19,3	18,7	1,300
	1,562	18,9	18,6	1,500
	1,881	18,6	17,9	1,800
	2,939	16	15	2,770
	6,379	11,5	11,7	5,630
	14,004	6,7	8,8	12,150
	27,105	4,4	5,7	30,000
	56,013	2,7	2	46,000

Ueber die qualitative Uebereinstimmung ist kein Wort mehr zu verlieren. Aber auch quantitativ sind die Resultate (eigentlich nur mit Ausnahme der ersten Linien bei ganz geringem Einkommen) auffallend übereinstimmend, namentlich wenn man Folgendes bedenkt: In Berlin werden durchschnittlich mehr Procente auf Wohnung verwendet, (nämlich 16,6%) als in Hamburg (13,6%) bei einem Durchschnittseinkommen, das in Berlin höher ist (1,060) als in Hamburg (906), also eigentlich geringere Procente verlangen sollte. Die Grösse

der Stadt Berlin bedingt dieses: die Wohnungen sind im Verhältniss zu den anderen Gütern des Lebens um so theurer, je grösser unter sonst gleichen Umständen die Städte sind. Nur in 7 Classen unter den 16 sind die berliner Wohnungsprocente geringer, und zwar sehr wenig geringer, in den übrigen 9 Fällen höher, und zwar bedeutend höher. Bei dem Einkommen bis 1000 Thlr. sind in Berlin die Wohnungsprocente nur in einem einzigen Falle geringer, in allen anderen 6 bedeutender. Die Wohnungsprocente sind in Berlin für die unteren Einkommensclassen so viel höher, weil wie oben gezeigt, diese Angabe sich nur auf das Einkommen aus dem Gehalt des Familienvaters bezieht, nicht aber auf die Nebeneinnahmen. In Hamburg sind aber die arbeitenden Classen mit inbegriffen, was schon daraus erhellt, dass in Hamburg auf ca. 200,000 Einwohner 11,230 Fälle mit Einkommen unter 1000 Thlr. beobachtet sind, in Berlin auf die dreifache Bevölkerung nur 4281 Fälle.

Unter solchen Umständen kann man sich höchstens wundern, dass die Uebereinstimmung noch so gross ist.

Wenn man übrigens nur vergleicht alle Einkommen unter 1000 und über 1000 Thlr., so könnte nach dem oben Gesagten auffallen, dass in Berlin die Leute mit über 1000 Thlr. Einkommen so sehr viel mehr % auf Wohnung verwenden, nämlich 14,5, in Hamburg nur 10,8, allein man berücksichtige, dass die Hamburger über 1000 Thlr. ein Einkommen von durchschnittlich 4,494 Thlr., die Berliner von nur 2590 Thlr. beziehen, das geringere Einkommen muss ja mehr Procente hinwegnehmen. Umgekehrt ist in Berlin das Einkommen unter 1000 Thlr. grösser (385 Thlr.) als in Hamburg (315 Thlr.). Von diesem grösseren Einkommen in Berlin müssen verhältnissmässig niedrigere Procente für Wohnung abgehen, als von dem geringeren Einkommen der Hamburger. Darum ist bis 1000 Thlr. Einkommen der Wohnungsprocentsatz in Berlin 22,9%, in Hamburg 20,2; wäre der Einkommensatz in Hamburg höher, dann würde auch der Procentsatz niedriger sein.

Wie sehr beide Procentreihen mit einander parallel gehen, erhellt, wenn man nicht graphisch die Sätze darstellen will, aus einer Uebertragung beider Zahlenreihen auf gleichen Maassstab. Das geschieht indem man die Durchschnittsprocente von Hamburg $13,6 = 100$ setzt, und die $16,6\%$ von Berlin gleichfalls $= 100$ nimmt.

Dann verhalten sich die einzelnen Wohlhabenheitsclassen in den Wohnungsprocenten zum Durchschnitt wie:

Hamburg.	Berlin.	Berlin —.	Hamburg.	Berlin +.
228	346		228	118
182	161	21	182	
164	167		164	3
137	149		137	12
146	131	16	146	12
149	130	19	149	
143	112	21	143	
144	128	14	144	
142	113	29	142	
139	112	27	139	
137	108	29	137	
118	90	28	118	
85	70	15	85	
49	53		49	4
32	34		30	2
20	12		20	
Durchschnitt 100	100	Durchschnitt.	100	

Bemerkenswerth ist hier unter vielem Andern namentlich, dass in Berlin aus 5 Wohlhabenheitsclassen unter dem Durchschnitt und 11 über dem Durchschnitt das Mittel sich bildet, in Hamburg sogar aus nur 4 unter dem Durchschnitt und 12 darüber. In Berlin sind über dem Durchschnitt 852 Familien oder 14 %, in Hamburg nur 526 oder 4 % Aller. In Hamburg sind jedoch in den beiden obersten Einnahmeclassen 56, in Berlin nur 6. Wer überhaupt auf statistischen Tabellen, ich möchte sagen — spazieren zu gehen versteht, wird für die Charakteristik dieser beiden grössten und wichtigsten Städte Deutschlands genug zu beobachten finden. Hier ist nicht der Ort, das Alles durchzugehen, sondern es war nur unsere Absicht, zum Studium anzuleiten.

Sollte nun zum Schluss Jemand, dem eine wissenschaftlich interessante Frage nicht genügt, fragen, wozu man solch wissenschaftliche Beobachtungen praktisch verwerthen könne, so kann gerade in diesem Falle eine sehr schlagende Antwort gegeben werden: Zu Steuerzwecken. Einmal wurde von uns gezeigt, dass in Preussen für Steuerzwecke das Einkommen, welches nicht actenmässig klar vorliegt, zu niedrig geschätzt wird, was gleich bedeutend ist mit einer Benachtheiligung Aller, welche ein actenmässig bekanntes Einkommen beziehen. Sodann aber hat Bruch unzweifelhaft nach-

gewiesen, dass eine Besteuerung der Mieth mit gleichen Procenten nicht, wie man bisher ziemlich allgemein annahm, auch das Einkommen mit nahezu gleichen Procenten trifft. Eine einfache Rechnung hat ihm vielmehr ergeben, dass eine gleichprocentige Miethsteuer die Familie um so härter trifft, je ärmer sie ist, da diese mehr Procente ihres Einkommens auf Wohnung verwendet. Man ist bei der berliner Miethsteuer davon ausgegangen, dass durchschnittlich die Miethe 20% oder $\frac{1}{5}$ des Einkommens beansprucht, und hat gemeint, dass dem entsprechend die berliner Miethsteuer von 6,66% der Miethe gleich sei einer Einkommensteuer von $\frac{6,66\%}{5}$ oder 1,333%. In der folgenden Tabelle haben wir nach Bruch zusammengestellt, wie viele Procente des Einkommens die Miethsteuer von 6,66% wirklich fortnimmt, um wie viel % mehr also das Einkommen der unteren Classen, und um wie viel % weniger das Einkommen der oberen Classen belastet ist durch eine gleichprocentige Miethsteuer:

Die Miethsteuer von 6,66% des Miethzinses belastet das Einkommen		Die Miethsteuer trifft das Ein- kommen um %	
		mehr	weniger
von Thlr.	mit %.	als im Durchschnitt von 1,333%.	
96— 99	3,87	2,54	—
100— 124	2,78	1,45	—
125— 149	2,04	1,61	—
150— 174	1,77	0,44	—
175— 199	1,85	0,52	—
200— 249	1,81	0,48	—
250— 299	1,73	0,40	—
300— 349	1,60	0,27	—
350— 399	1,49	0,16	—
400— 449	1,50	0,17	—
450— 499	1,51	0,18	—
500— 549	1,48	0,15	—
550— 599	1,45	0,12	—
600— 699	1,48	0,15	—
700— 799	1,40	0,07	—

(Fortsetzung auf der folgenden Seite.)

Die Miethsteuer von 6,886 % des Miethzinses belastet das Einkommen		Die Miethsteuer trifft das Ein- kommen um %	
von Thlr.	mit %.	mehr	weniger
		als im Durchschnitt von 1,333 %.	
800— 999	1,24	—	0,09
1,000— 1,199	1,42	0,09	—
1,200— 1,399	1,25	—	0,08
1,400— 1,599	1,24	—	0,09
1,600— 1,999	1,19	—	0,14
2,000— 2,399	1,09	—	0,24
2,400— 2,799	1,05	—	0,28
2,800— 3,199	0,972	—	0,361
3,200— 3,599	0,907	—	0,426
3,600— 3,999	0,898	—	0,435
4,000— 4,790	0,889	—	0,444
4,800— 5,999	0,761	—	0,572
6,000— 7,199	0,739	—	0,594
7,200— 9,599	0,672	—	0,661
9,600— 11,999	0,639	—	0,694
12,000— 15,999	0,551	—	0,782
16,000— 19,999	0,306	—	1,127
20,000— 23,999	0,423	—	0,910
24,000— 31,999	0,320	—	1,013
31,000— 39,999	0,415	—	0,918
40,000— 51,999	0,132	—	1,210

Die berliner Miethsteuer ist also eine Progressivsteuer nach unten. Diese ist aber gewiss nicht zu rechtfertigen, wenn sie nicht durch andere Steuern mit der gleichen Progression nach oben ausgeglichen wird.

Dieser Nachweis der Progression nach unten ist ein praktisches Ergebniss der Statistik, wie man es in ähnlicher Bestimmtheit und Unanfechtbarkeit selten findet.

Die Ausgabe des Berliners und des Hamburgers für Wohnung.

Höhe der Einkommen. Thlr.		Anzahl der Beobachtungen.		Summa der Einkommen. Thlr.		Summa der Miethen. Thlr.		Durchschnitt der Einkommen. Thlr.		Drehschnitt der Miethen. Thlr.		Miethe % vom Einkom.	
Hamburg.	Berlin.	H.	B.	Hamb.	Berlin.	Hamb.	Berlin.	H.	Berl.	H.	B.	H.	B.
85—120	96—124	92	155	10,440	14,964	3,250	8,610	113	100	35	56	31	57,5
121—160	125—174	401	46	63,040	7,447	15,750	1,990	157	162	39	43	24,8	26,7
161—200	175—200	2,957	49	571,520	9,181	127,840	2,547	193	187	43	52	22,3	27,7
201—400	201—400	5,887	2,549	1,655,422	723,153	322,120	179,104	293	284	55	70	18,8	24,7
401—600	401—600	1,004	709	525,120	319,527	104,420	69,877	523	451	104	69	19,0	21,8
601—800	601—800	602	441	442,232	289,638	89,760	62,687	735	656	149	142	20,3	21,6
801—1,000	801—1,000	287	332	270,000	284,510	52,600	52,809	941	900	183	159	19,5	18,6
1,001—1,200	1,001—1,200	281	327	327,200	359,700	64,180	76,630	1,164	1,100	228	234	19,6	21,3
1,201—1,400	1,201—1,400	129	237	172,560	308,100	33,320	57,659	1,338	1,300	258	243	19,3	18,7
1,401—1,600	1,401—1,600	210	242	328,000	363,000	61,920	67,431	1,562	1,500	295	279	18,9	18,6
1,601—2,000	1,601—2,000	221	231	415,680	415,800	77,060	74,490	1,881	1,800	349	323	18,6	17,0
2,001—4,000	2,001—4,000	487	589	1,431,200	1,633,800	228,860	245,385	2,939	2,770	470	416	16	15
4,001—10,000	4,001—9,600	372	230	2,372,800	1,296,600	273,120	151,413	6,379	5,630	734	658	11,8	11,7
10,001—20,000	9,601—20,000	98	27	1,372,358	327,600	91,600	28,852	14,004	12,150	935	1,070	6,7	8,8
20,001—40,000	20,001—40,000	43	5	1,165,499	150,000	51,120	8,575	27,105	30,000	1,189	1,715	4,4	5,7
40,001—104,000	40,001—52,000	13	1	728,164	46,000	19,340	920	56,013	46,000	1,488	920	2,7	2
81—104,000	96—52,000	13,084	6,170	11,851,235	6,549,002	1,616,240	1,088,978	906	1,060	124	176	13,6	16,6
81—1,000	96—1,000	11,230	4,281	3,537,774	1,648,420	715,720	377,624	315	385	64	88	20,2	22,0
1,001—104,000	1,001—52,000	1,854	1,889	8,313,461	4,900,582	900,520	711,354	4,484	2,590	436	376	10,8	14,5

Dorpat, im December 1869.

E. Laspeyres.

Zur livländischen Landtagsgeschichte.

3. Die Bauerverordnung von 1804 und die Verfassungsfrage.

(Fortsetzung.)

Der denkwürdige Landtag, der zwölf Monate später, im Februar 1803, zu Riga abgehalten wurde, hat sich in der Bauerverordnung von 1804 ein zu dauerndes Gedächtniss gesetzt, als dass die Bekanntheit mit dem Hauptinhalt seiner sechswöchentlichen Berathungen nicht bei dem weitaus grössten Theil der Freunde unserer Landesgeschichte vorausgesetzt werden müsste. Ueberdies besitzen wir in Garlieb Merkel's Erinnerungsschrift: „Die freien Letten und Ehsten“ (Riga und Leipzig 1820) eine ziemlich eingehende Darstellung der Hauptmomente jener denkwürdigen Versammlung. Was den Inhalt des damals discutirten Bauergesetzbuches anlangt, verweise ich auf Merkel's Schrift, welche nach den Akten gearbeitet und wegen wörtlicher Mittheilung eines Theils der eingebrachten Sentiments und Anträge von bleibendem Werth ist. Freilich geht die Beurtheilung des alten livländischen Aufklärers in mehreren wichtigen Punkten entschieden falsche Wege, und die Hauptstationen derselben nachzuweisen, ist eine Pflicht, der wir uns nicht entziehen können.

Auch Merkel hat gewusst, dass im Februar 1803 verschiedene Anträge auf Wiederherstellung der Statthalterschaftsverfassung gestellt worden sind und dass dieselben mit der Agrarfrage und den durch sie geschaffenen Parteiungen im Zusammenhang standen. Voreingenommenheit für die Institutionen Katharina's und Mangel an historischem Sinn haben ihn aber daran verhindert, hinter das Wesen dieses Zusammenhangs zu kommen und das eigentliche Geheimniss der Situation von 1803 zu errathen. Dem Manne, der einige Jahre später die seitdem häufig genug nachgesprochene famose Lehre aufstellte: „Nur durch die Nachwirkung der Statthalterschafts-Verfassung ist die Bauernfreiheit auf dem flachen Lande möglich geworden“

musste naturgemäss daran gelegen sein, das Gewicht gegen diese Hypothese sprechender Thatsachen abzuschwächen und die Freunde der einen Gattung von Freiheit nicht als Gegner einer anderen, der wirklichen Freiheit, zu compromittiren. Ausserdem war der Verfasser „der freien Letten und Ehsten“ durch die Art und Weise seiner Arbeit von einem Verständniss der einzelnen neben- und durcheinanderlaufenden Thatsachen geradezu ausgeschlossen gewesen. Er hat nur diejenigen Theile des Recesses und der Akten benutzt, die ihm zu der Agrarfrage in directer Beziehung zu stehen schienen, alles Uebrige aber ignorirt und dadurch verschuldet, dass seine Darstellung widerspruchsvoll und zusammenhangslos erscheint und in vielen wichtigen Punkten geradezu unrichtig ist.

Kurz vor dem Zusammentritt des Landtags von 1802 war der Führer der Reform- und Emancipationspartei Landrath Friedrich von Sivers vom Kaiser Alexander zum Zweck einer eingehenden Berathung nach Petersburg berufen worden und als Träger der Regierungsanträge zurückgekehrt. Als solcher wurde er von dem damaligen Landmarschall v. Buddenbrock in einer etwas schwülstigen Rede besonders begrüsst. Nach einem Eingang, der sich in Ergüssen begeisterter Verehrung gegen den Monarchen erging, wandte Buddenbrock sich mit folgenden Worten an Sivers: „Willkommen, herzlich willkommen sind Sie bei uns, edler Menschenfreund, der Sie, wenn es das Vaterland gilt, keine hindernde Rücksicht scheuen und uns als Bote der frohesten Nachrichten erscheinen. Empfangen Sie diesen treuen Gruss und brüderlichen Dank zugleich von mir im Namen Aller aus froh die Brust belebenden wahren Gefühlen. Sie entwickelten dem Allgeliebten mit Ihrer schätzenswerthen Offenheit unsere Landesverhältnisse. Von Ihnen, in welchem Er uns Seines Zutrauens, wie wir es noch in keinem unserer Regenten besessen haben, würdigt, — erwarten wir zu erfahren, wie wir es verdienen können.“ Aus dem weiteren Verlauf dieser etwas überschwänglichen Rede ersehen wir, dass das Vertrauen und der gute Wille, von denen der Landmarschall geredet, ihre sehr bestimmten Grenzen hatten: er constatirt, dass die Verhandlungen über die Bauerangelegenheiten seit Jahren eine heftige Gährung im Lande hervorgebracht, viele alte Freundschaften zerissen, Erkaltung zwischen alten Genossen hervorgerufen haben u. s. w. Aus dem Bericht, den Graf Mellin in seiner Selbstbiographie hinterlassen hat, wissen wir, dass diese Worte mit einer sehr concreten Beziehung auf die Verhältnisse des Augenblicks gesprochen worden waren: der Landtag war ausserordentlich

stark besucht, und zwar von Leuten, „die sonst nie auf einem Landtage zu sehen gewesen waren“; die dorpater Reactionäre hatten mit einer Taktik, die später erfolgreich wiederholt worden ist, ein allgemeines Aufgebot erlassen und aus allen Ecken und Enden des Landes Gutsbesitzer zusammengetrommelt, von denen man sich entschiedener Feindschaft gegen jede freiheitliche Concession an das Landvolk versehen konnte.

Nachdem Sivers die ihm vom Kaiser übergebenen Propositionen verlesen hatte, regte sich sofort die Partei, die es nur darauf absah, den verdienten Patrioten um das Vertrauen seiner Landsleute zu bringen. Bei Gelegenheit der Recessirung der von ihm verlesenen Propositionen wurden verschiedene Anträge gestellt, deren verdächtiger Absicht nur dadurch vorgebeugt werden konnte, dass Sivers sich besonders bescheinigen liess, dass ihm aus seinen dem Kaiser vorgelegten und dem Saal namens der Regierung übergebenen Anträgen kein Vorwurf erwachsen solle. Kaum war beschlossen worden, diese Anträge von dem durch 12 ausserordentliche Mitglieder verstärkten engeren Ausschuss, d. h. der Deputirtenkammer und dem Landrathscollegium berathen zu lassen, so trat die reactionäre Opposition sofort wieder mit dem famosen Vorschlage hervor, durch welchen sie bereits zwölf Monate früher den Einfluss des verhassten liberalen Collegiums zu brechen versucht hatte. Ein von den Herren Geheimerath v. Löwenstern, General v. Knorring, Baron Rosen-Palloper, General von Günzel und siebenunddreissig anderen Landtagsgliedern unterzeichneter Antrag schlug der Versammlung vor, die sofortige Wiederherstellung der Statthalterschafts-Verfassung und die Niedersetzung einer Commission zur Vornahme etwaiger Modificationen derselben zu votiren. An den engeren Ausschuss verwiesen, wurde dieser Antrag (wie es bei Merkel heisst) „beseitigt ohne eine Störung in der Bauerangelegenheit zu machen“. Schon dieses halbe Zugeständniss lässt auf die eigentliche Absicht der Antragsteller schliessen; im weiteren Verlauf der Debatten sollte vollends klar werden, worauf es mit demselben abgesehen war.

Vorher sei ein interessanter Zwischenfall erwähnt, der für die an ihm betheiligten Personen und deren Anschauungen höchst charakteristisch ist. Als die Berathungen eben in vollem Gange waren, am 26. Februar, wurde Sivers plötzlich nach Petersburg berufen. Sechs Tage später stellte ein Major von Eckesparre, offenbar in der Absicht, die Arbeit des engeren Ausschusses zu unterbrechen und den Landtag von der Verpflichtung zu befreien, selbst die Initiative zu

einer gesetzlichen Regelung der bäuerlichen Verhältnisse zu ergreifen, den Antrag: „es sollten keine Majoritätsbeschlüsse über die Agrarfrage gefasst, sondern sämmtliche verlaubliche Sentiments Kaiserlicher Majestät zur allendlichen Entscheidung vorgelegt werden!“

Dass dieser Vorschlag, der den Landtag um eines seiner wichtigsten Rechte gebracht hätte, verworfen wurde, versteht sich für uns von selbst: Merkel freilich war so wenig im Stande die Tragweite desselben zu verstehen, dass er achselzuckend die Verwerfung desselben mit der in der Versammlung herrschenden „Vorstellung von ihrer gesetzgebenden Gewalt“ motivirte und Herrn v. Eckesparre (dem doch nur darum zu thun sein könnte, die ihrer Vollendung entgegen gehenden Arbeiten zu unterbrechen), blos weil derselbe die Macht seiner Corporation schwächen wollte, bauernfreundliche Absichten imputirte.

Inzwischen war ein definitiver Beschluss über den Löwenstern-Rosen-Günzel-Knorringschen Antrag auf Wiederherstellung der Statthalterschaftsordnung nicht gefasst worden. Die Reactionspartei, der daran gelegen sein musste, ihre Pläne durchzuführen ehe der „Eichbaum“ Sivers aus Petersburg zurückgekehrt war, wagte nunmehr einen zweiten Sturm gegen die alte Verfassung. Einer der Antragsteller von 1802, der Hofrath Baron Schoultz-Rewold forderte in Anbetracht der Unhaltbarkeit der bestehenden Verfassung die Niedersetzung eines Comité's, welches die gänzliche Umgestaltung derselben binnen 24 Stunden berathen und darüber dem Saal berichten sollte. Aber selbst dieser Vorschlag, der die Absicht seiner Urheber nur allzu deutlich verrieth, genügte den Heissporen der Reaction noch nicht, welche in dem Sturz des Landrathscollegiums die Rettung der bäuerlichen Unfreiheit zu sehen glaubten. General von Günzel überbot den schoultzschen Antrag noch indem er vorschlug, sofort von dem Herrn General-Gouverneur die Wiederherstellung der Statthalterschafts-Verfassung zu erbitten. Trotz der Bewahrung des Landraths von Richter (der an Stelle des erkrankten Landmarschalls den Vorsitz führte) kam dieses unsinnige Verlangen wirklich zur Abstimmung. Erst als dasselbe mit 110 gegen 36 Stimmen gefallen war, schienen die Urheber desselben einlenken zu wollen. Sie setzten indessen noch durch, dass ein aus 8 Gliedern bestehendes Comité „zur Verbesserung der Verfassung“ unter Vorsitz des Hofraths von Liphart niedergesetzt wurde.*) Freilich hatten Richter

*) Unter den Gliedern des Comité's sind zu nennen: Geheimerath v. Vietinghof, Gerngross, Graf Münnich, Sivers, v. Bock u. A.

und die übrigen Liberalen ausdrücklich stipulirt, dass zum Behuf der Prüfung der Comité-Vorschläge kein besonderer Landtag einberufen werden sollte; bei der Kurzathmigkeit, welche die Machinationen einer gewissen Gattung „conservativer“ Politiker zu allen Zeiten gekennzeichnet hat, war die eigentliche Gefahr durch diesen klugen Zusatz zunächst beseitigt.

Auf die Hartnäckigkeit, mit welcher die liberalen Reformvorschläge im weiteren Verlauf bekämpft wurden und welche Sivers und dessen Freunde nöthigte, Position für Position gleichsam mit Sturm zu nehmen, gehen wir hier nicht näher ein, indem wir nochmals auf die in dieser Beziehung ziemlich vollständige, wenngleich nirgend erschöpfende merkelsche Darstellung verweisen. Für den hier verfolgten Zweck, den inneren Zusammenhang zwischen der Feindschaft gegen die Bauernfreiheit und den statthalterschaftlichen Sympathien nachzuweisen, genügt der Hinweis darauf, dass Sivers durch die Bitterkeit der gegnerischen Angriffe provocirt wurde, die heikle Frage nach dem wahren Besitzer der Ritterschaftsgüter aufzuwerfen und an dieser die unwiderstehliche Gewalt seines Einflusses zu erproben. Nur durch die „Achtung gegen seine Collegen und den Hofrath von Transehe“ liess der kühne und stolze Mann sich von seiner Absicht abbringen, beim Kaiser darum zu sollicitiren, dass die Ritterschaftsgüter förmlich und allendlich als Güter des Landrathscollegiums anerkannt würden. Diese Drohung war offenbar nur an die Adresse der Stürmer gegen die alte Verfassung gerichtet, welche Sivers ein für alle mal um den Preis zu bringen gedachte, den sie sich von der Niederwerfung der alten Ordnung der Dinge versprochen; unter den Gegnern, die sich durch besonders feindliche und herausfordernde Haltung hervorgethan und Sivers persönlich gereizt hatten, wird ein Assessor v. Weiss genannt. So gross war die Erregung der Gemüther, dass Landrath Richter in der Rede, mit welcher er die Versammlung am 31. März schloss, für nothwendig hielt, die streitenden Parteien zur Versöhnung und zum Vergessen der Kränkungen aufzufordern, die man sich gegenseitig zugefügt habe und dringend bat, „der Bruder möchte dem Bruder wieder die Hand reichen.“ Bezüglich der gefassten Beschlüsse hiess es in derselben Rede, dieselben würden aller Wahrscheinlichkeit nach für die Versammelten ebenso wichtig sein, wie für ihre Nachkommen.

So richtig diese letzte Bemerkung war (aus den Beschlüssen von 1803 ist die erste, vom Jahre 1804 datirte Bauerverordnung

hervorgegangen), so gründlich hatte der würdige Redner sich geirrt, als er seine Hoffnungen für eine versöhnlichere Stimmung der streitenden Gegensätze ausgesprochen hatte. Im Gegentheil scheint der glänzende Erfolg, den die Vorschläge der liberalen Majorität gehabt hatten, den Hass der reactionären Opposition über das bisherige Maass hinaus gesteigert zu haben, und schon zwei Jahre später, im Jahre 1805 brach derselbe in wilden Flammen hervor. Als der Landtag wieder zusammengetreten war, ergriff der neue Landmarschall Samson zu längerer Rede das Wort, um wiederum zu Eintracht und Ruhe zu ermahnen. Der Eingang dieser Rede ist interessant genug, um im Wortlaut mitgetheilt zu werden: „Die bedeutendste Beschäftigung unseres Lebens, Abstellung der Willkür und Realisirung der dem Menschenrechte gemachten Zusagen, ist während der Periode seit dem letzten Landtage ins Leben getreten. Wir vor Europas Augen Geächteten haben mit anständigem Schweigen aber thätigem Streben die Ausfälle widerlegt, die die gültigste und eigentlichste Ablehnung in dem Geist des zurückgelegten Zeitalters finden, dessen rauhe Eigenthümlichkeiten uns von denen nicht als Verbrechen aufgebürdet werden können, welche den fortschreitenden Gang der Menschheit denkend betrachten.“ Dann folgte die oben erwähnte Mahnung „zur Gelassenheit bei Differenzen“, welche mit den Worten schloss: „Erwarten Sie den Ausgang mit der unbefangenen Ruhe, welche auf jeden Fall Erhabenheit des Geistes ausdrückt.“

Diese Worte fielen auf eben so unfruchtbaren Boden wie die früheren Ermahnungen des Landraths v. Richter: Die Opposition ergriff die erste sich anbietende Gelegenheit, um das Landrathscollegium und dessen freisinnigen Führer das ganze Gewicht ihres Uebelwollens fühlen zu lassen. Die Gelegenheit dazu wurde gerade zu vom Zaun gebrochen. Friedrich Sivers machte nämlich darauf aufmerksam, dass die Landräthe capitulationsmässig nicht, wie bisher üblich gewesen, vom General-Gouverneur, sondern direct vom Kaiser zu bestätigen seien, wie solches auch auf dem ersten, unter russischer Herrschaft abgehaltenen Landtage der Fall gewesen. Die Gegner, denen daran gelegen war, die Bedeutung des Landrathsamts möglichst herab zu drücken, erklärten sich mit Entschiedenheit dagegen, und als Sivers geltend machte, dass angesichts der Bestimmungen der löwenwoldeschen Capitulation dem Landrathscollegium das Recht, sich durch den Kaiser bestätigen zu lassen, eigentlich gar nicht bestritten werden könne und dieses auf seine Gerechteste bestehen müsse, erklärte eines der Häupter der statthalterschaftlichen

Partei, der Geheimerath v. Vietinghof, emphatisch, auch die Gerechtsame der Ritterschaft müsse gewahrt werden. — Was mit dieser „Gerechtsame der Ritterschaft“ gemeint war, sollte sich schon tags darauf zeigen. General v. Günzel kam auf seinen bei Gelegenheit des vorigen Landtags gemachten Vorschlag zur Annahme einer modificirten Statthalterschafts-Verfassung zurück und verlangte, die Arbeiten des zum Zweck der Verfassungsrevision niedergesetzten Comités sollten sammt seinen Sentiments dem Convent übergeben und dem nächsten Landtage zur Beschlussfassung vorgelegt werden.

Aber es gab Leute, denen dieser günzelsche Antrag noch nicht genügte und die über denselben hinausgehen wollten. Ermüthigt durch einen vom Plenum gefassten Beschluss, an den Kaiser zu gehen und bei diesem um förmliche Anerkennung des Rechtes der gesammten Ritterschaft an den sogen. Ritterschaftsgütern zu suppliciren, erklärte der Baron Schoultz, „er und seine Committenten“, d. h. die 36 Landtagsglieder, welche den auf dem vorigen Landtage verworfenen Antrag behufs Einführung einer modificirten Statthalterschaft eingebracht hatten, würden sich mit ihrem *pium desiderium direct* an den Kaiser wenden und diesen um sofortige Erfüllung desselben angehen. Dieser Erklärung setzte der Landrath Richter den Antrag entgegen, das Vorgehen des Baron Schoultz und seiner Genossen für gesetzwidrig zu erklären. Als man sich zur Abstimmung darüber anschickte, trat der Geheimerath v. Vietinghof auf und erklärte, — um das Maass rücksichtsloser Verfassungsverletzung voll zu machen — er werde beim General-Gouverneur dafür Sorge tragen, dass auch die Stimmen der abwesenden Landtagsglieder über die vorliegende Frage eingezogen würden. Diese Herausforderung war denn doch zu stark, um ohne Eindruck auf den unbefangenen Theil der Versammlung zu bleiben und diese nahm den richterschen Antrag mit überwiegender Majorität an. Selbst der General v. Günzel, den wir als Vorkämpfer für die modificirte Statthalterschaftsordnung kennen gelernt haben, schien zu fühlen, dass ein Unternehmen, wie das des Baron Schoultz-Rewold landesgefährlich und von unberechenbaren Folgen sein könne. Zwischen beiden extremen Parteien stehend mochte er sich für das Amt eines Vermittlers besonders geeignet halten, und als solcher trat er in der That auf. Mit einer Offenheit, die auf die gesammte Lage ein klägliches Schlaglicht wirft, gestand er ein, dass der eigentliche Kern des Streits der Besitz der Ritterschaftsgüter sei. Wenn das Landrathscollegium declariren wolle, auf diesen Besitz nicht weiter zu reflectiren, so

würden die Herren v. Schoultz und Vietinghof sammt ihrer „Gesellschaft“ sich wohl zufrieden geben und einlenken; auch würde solchen Falls die beschlossene Supplik des Plenums an den Kaiser gegenstandslos werden.

Die Sache lag für das Landrathscollegium kritisch genug, um eine Ausgleichung wünschenswerth erscheinen zu lassen. In Sachen der Ritterschaftsgüter hatte man, wie die Abstimmung über die Supplik ausgewiesen, die Majorität gegen sich. Die Entschiedenheit, mit welcher das Collegium sich mit der Sache der Bauernfreiheit identificirt hatte, war überdies der Grund zu ernsthaften Verstimmungen auch sonst zuverlässiger und verfassungstreuer Freunde gewesen. Wer konnte wissen, ob es den Machinationen der 37 Sonderbündler nicht am Ende gelingen werde, in die Verfassung ein Loch zu bohren und die durch ihr Interesse engagirten Massen zu dem Entschluss zu bewegen, die Ritterschaftsgüter um jeden Preis, auch um den der Vernichtung der Rechtscontinuität zu erlangen? Unter dem Gewicht dieser Bedenken beschloss das Landrathscollegium, bis an die Grenze des Möglichen zu gehen und die dargebotene Gelegenheit zum Ausgleich zu benutzen, so weit das ohne Beeinträchtigung der eigenen Würde und des klaren Rechtes geschehen konnte. Im Namen des Collegiums wurde die Erklärung abgegeben, dasselbe wolle die „Quästion wegen der Güter und deren Revenüen nicht weiter moviren wenn alle weiteren Schritte zur Abänderung der Verfassung resp. zur Wiedereinführung der Statthalterschaftsordnung unterlassen würden; werde dem Landrathscollegium die Initiative zur Abänderung der Verfassung überlassen, so werde es eine solche in Erwägung ziehen“.

Dass diese Erklärung angenommen, der auf die Supplik bezügliche Beschluss zurückgenommen, ja schliesslich dem Landrathscollegium und dem Landmarschall zur besonderen Pflicht gemacht wurde, über die Conservirung der alten Verfassung strengstens zu wachen, wäre aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geschehen, wenn die Gegner sich nicht eine neue Blösse gegeben und handgreiflich bewiesen hätten, wie weit es mit der Verwirrung aller, auch der elementarsten Rechtsbegriffe bei ihnen gekommen war. Baron Schoultz erklärte nämlich seine und seiner Genossen „Schrift“, d. h. die Petition wegen der Statthalterschaftsordnung, sei dem Herrn General-Gouverneur bereits übergeben worden; Geheimerath v. Vietinghof erbot sich, diese Declaration ausser Effect zu setzen, wenn derselben unter den Materialien für die künftige Landtagsberäthung

ein Platz angewiesen werde und wenn das Landrathscollegium auf die Ritterschaftsgüter förmlich verzichte.

Auf diese Art von politischen Wechsel- und Tauschgeschäften einzugehen, war für Männer, die auf ihre und des Landtags Ehre irgend etwas hielten, unmöglich. Das Landrathscollegium antwortete darum mit der Erklärung, von der Statthalterschafts-Verfassung könne, wenn sein Vorschlag angenommen worden, nicht mehr die Rede sein und über diesen Vorschlag vermöge es nicht hinauszugehen. Obgleich Vietinghof auf seiner Formulirung bestand, trat die Majorität dem Consilium des Collegiums bei und war der widrige Zwist auf diese Weise für immer beigelegt. Als Geheime-rath v. Vietinghof zwölf Monate später zum vierten mal einen Antrag auf Wiederherstellung der Statthalterschafts-Verfassung einbrachte, hatten die Leidenschaften sich bereits beruhigt und fiel dieses Attentat auf die Continuität des Landesrechts und seines besten Stücks machtlos zu Boden.

Wo die Thatsachen so klar wie im vorliegenden Fall dafür zeugen, was man vor siebenzig und vor sechszig Jahren bei uns unter den „conservativen Interessen“ verstand, und welcher Dinge man fähig war wo es sich um die Behauptung verjährter Misstände handelte — sind alle weiteren Ausführungen überflüssig. Als Parallele aber für die bekannten, ziemlich gleichzeitigen Vorgänge in der rigaer Gildstube (December 1802), als Denkwort für künftige Tage und als Beleg dafür, dass in unserem Lande Rechts- und Vaterlandsgefühl in demselben Maasse erstarkt sind, in welchem die öffentlichen Zustände mit den Forderungen der Zeit und des Gewissens in Einklang gesetzt wurden, werden diese Mittheilungen „aus der guten alten Zeit“ vielleicht nicht ganz ohne Nutzen und nicht ohne Berechtigung gewesen sein.

Marie Therese und Louise de La Vallière.

Am nördlichen Fusse der Pyrenäen, da wo das Flüsschen Nivelle in den Meerbusen von Biscaya mündet, liegt eine kleine Stadt, St. Jean-de-Luz, ehemals mit nicht unbedeutendem Handel nach Amerika, heute fast ganz verödet. Hier, an der Grenze Frankreichs und Spaniens, herrschte im Juni des Jahres 1660 ein lebhaftes Treiben, denn Frankreichs junger König feierte in dem Orte seine Hochzeit mit der spanischen Infantin Maria Theresa; kein Wunder, wenn die Bewohner von St. Luz ganz Auge und Ohr waren, richtete doch ganz Europa seine Blicke auf den berühmten „Frieden der Pyrenäen“, der in dieser Hochzeit seine Besiegelung finden und zugleich der Markstein einer neuen Zeit werden sollte. Ob die beiden Neuvermählten zu einander passten oder nicht, darnach zu fragen musste lächerlich erscheinen, denn, wo so viel Rücksichten politischer Natur mitspielten, hatte das Herz keine Stimme: genug, dass man nichts Schlimmes von der jungen Königin zu sagen wusste, genug, dass der junge Ludwig XIV., damals in der Blüthe seiner Kraft, nicht ohne Eindruck auf sie blieb. Ob auch ein dunkles Gefühl nahenden Unglücks ihre Stimme bei dem feierlichen „Ja“ vor dem Bischof von Bayonne erzittern machte, man schilderte ihr die Schönheit der neuen Heimat zu verlockend, die Poeten sagten ihr zu viel Glück voraus, als dass diese kleinen Schatten den jugendlichen Sinn dauernd hätten verdüstern können. Ihre Reise durch Frankreich glich einem Triumphzuge, ihr Einzug in Paris am 26. August und die folgenden Festlichkeiten waren so glänzend, dass noch 20 Jahre später der grösste Redner des 17. Jahrhunderts, Bossuet davon fabelte. Unter der erregten Menge befand sich auch eine geistvolle Frau, seit 2 Monaten verwittwet, welche mit aufmerksamem Auge all diesen Festlichkeiten folgte und der Königin glückwünschte, den schönsten Cavalier der

Welt zum Gatten erwählt zu haben; — hatte denn die Wittve Scarron nie etwas von dem Roman mit Olympia und Maria Mancini gehört? Stiegen in der Seele der jungen Königin keine bangen Sorgen auf als die jubelnde Hauptstadt ihr immer und immer wieder die Worte vorhielt: Du bist nicht nur Königin, du bist auch Gattin? Wir wissen es nicht — das aber wissen wir, dass Marie Therese vom Louvre kaum Besitz ergriffen hat, als schon, wenn auch mit leiser Stimme, ein Frauename genannt wird, der für Frankreich und Frankreichs Königin gleich verhängnissvoll werden sollte; und kaum ist die Königin am 1. November 1661 Mutter eines Sohnes geworden, des vermeintlichen Erben zweier Kronen, so weiss es der ganze Hof, ganz Frankreich, dass das Herz des Gemahls und Königs nicht mehr der Königin gehört, sondern einem bescheidenen Ehrenfräulein — Louise Françoise de La Vallière.

Es ist die Aufgabe dieser Zeilen nicht, eine der Liebschaften des „grossen Königs“ zu schildern — über ihn hat die Geschichte längst ihr Schuldig gesprochen —, aber auch eine Ehrenrettung der schönen Sünderin soll nicht versucht werden — Freunde und Feinde haben sie schon oft der Welt vorgestellt; was wir zunächst erstreben, ist, die Beziehungen der beiden Frauen, der Gattin und Geliebten, zu einander in helleres Licht zu setzen. Nicht weil eine königliche Sonne diesen beiden Frauen geschienen nehmen sie unsere Theilnahme in Anspruch, sondern weil wir unter der vornehmen Hülle menschliche Herzen erkennen, welche den ewig schweren Kampf zwischen Pflicht und Neigung kämpfen; die Namen und Thaten grosser Kaiser und Könige vergisst die Nachwelt, aber noch nach Jahrhunderten fühlt sie die heftigen Schläge eines menschlichen Herzens. „Wenn wir mit Königen Mitleid haben, sagt Lessing, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen und nicht als mit Königen; macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter.“ Ausserdem haben wir ein langgeübtes Unrecht wieder gut zu machen; denn während die rechtmässige Gattin der Vergessenheit fast gänzlich verfallen ist, hat Mit- und Nachwelt die Gestalt der Geliebten mit ewiger Frische und Jugend geschmückt, indem sie in ihr nicht nur das Ideal einer Liebenden mit all ihrer Treue und Hingebung sah, sondern auch die reine und rührende Reue in ihrer vollkommensten Gestalt; und es wird nicht unsere Schuld sein, wenn ihr Leben, in der Nähe und Wirklichkeit betrachtet, in der That jenem reizenden Bilde entspricht, welches die Nachwelt durch die „Glorie des Heiligenscheins“ sich von ihr

gemacht hat. Unsere Zurechtstellungen werden nur die Gattin betreffen. —

Louise Françoise de la Baume le Blanc, spätere Herzogin von La Vallière, ist am 6. August 1644, wahrscheinlich in Tours geboren, doch streiten sich noch heute fünf Orte um ihre Wiege; sie entstammte einem altadeligen Geschlechte, das zwar nicht bis „Melchisedeck“ hinaufreichte, wie ein Pamphlet jener Zeit sich ausdrückt, aber doch bis in das 14. Jahrhundert. Der Vater, ein tapferer Offizier, starb früh, und die Mutter verheirathete sich wieder mit Jacques de Courtavel, Marquis de Saint-Remy, erstem Haushofmeister Gaston's von Orleans. Zu Blois, auf dem Schlosse Gaston's, einem der litterarischen Mittelpunkte des damaligen Frankreich, verbrachte Louise ihre Jugend; allein als der Herzog starb, zog die Marquise von St. Remy mit ihren Kindern nach Paris, und als bald darauf Philipp von Frankreich, Monsieur, der einzige Bruder Ludwig XIV., Henriette von England, die Tochter Karl's I. heirathete, verschaffte die Mutter des Abtes Choisy der La Vallière eine Stelle als Ehrenfräulein bei Madame. Dies Amt der Ehrenfräulein, durch Katharina von Medici zuerst eingerichtet, hatte unter Anna von Oestreich, der Mutter Ludwig's XIV. eine neue Bedeutung erhalten; die spanische Sitte stellte um jede Prinzessin eine Schaar keuscher Jungfrauen (las ninas d'onor) aus dem alten Adel Castiliens, Arragoniens und Asturiens, welche die Ehre der königlichen Töchter hüten mussten. In Spanien eine reine Institution wurde sie in Frankreich bald die Quelle tiefgreifender Unordnung. In den Gemächern dieser Ehrendamen entwickelten sich, durch die Umstände begünstigt, jene zahllosen Liebschaften, welche ebenso viel Bände zeitgenössischer Memoiren füllen ohne sie zu erschöpfen, dort knüpften sich jene Verbindungen, welche eine so bedeutende Rolle in den Geschichten des französischen Königreichs zu spielen bestimmt waren, dort entfalteten sich jene Leidenschaften, welche einen so verhängnissvollen Einfluss auf die Sitten der europäischen Welt üben sollten. Ein gefährlicher Boden für die siebenzehnjährige, in der Stille des Landlebens auferzogene kleine La Vallière! Und dazu kam, dass insbesondere die Salons Henriettens, einer geistvollen, aber nicht allzu ängstlichen, ränkesüchtigen Frau bald der Mittelpunkt aller Hofcabalen wurden. Bei solchen Verhältnissen würde es uns nun nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, dass der junge leidenschaftliche König unter der Schaar anmuthiger Ehrenfräulein die anmuthigste bald herausgefunden habe — allein schon die Mitwelt hat ein

besonderes Interesse darin gefunden, den ersten Spuren dieser königlichen Neigung nachzugehen und uns darüber Mittheilungen zu machen.

Es war an einem mond hellen Sommerabend, als der König mit Beringhen und dem Grafen Guiche während eines Spazierganges im Park von St. Germain drei junge Mädchen, welche vor der Statue Diana's sich lebhaft unterhielten, von ungefähr belauschte. „Ich habe Diana immer geliebt“, sagte die Jüngste von ihnen, „und ich,“ fügte die Chémernaut hinzu, „ich liebe Endymion mehr“; „ihr seid beide toll,“ unterbricht die Schwärmerinnen Fräulein von Pons, „ihr liebt fabelhafte Wesen, ich dagegen liebe in der Wirklichkeit.“ „Und wen lieben Sie?“ fragt die zweite — der König macht seinen Begleitern ein Zeichen, denn er hofft interessante Erklärungen zu hören. „Wenn ich überhaupt Jemand lieben soll,“ lautet die Antwort, „so würde ich den Baron von Candale lieben...“ „Aha!“ unterbricht sie die Neugierige, „Sie lieben ihn in Wirklichkeit, nun, ich mag ihn nicht, aber der Marquis von Alincourt ist sehr nach meinem Geschmack, er ist der beste Tänzer — doch“, fügt sie mit einem Seitenblick hinzu, „Fräulein La Vallière sagt uns nichts, aber vielleicht könnte sie uns etwas von dem Grafen Guiche erzählen“; aber die Jüngste schweigt und lächelt verächtlich, indessen die beiden anderen wollen ihr Geheimniss auf jeden Fall wissen. „Ich kenne ihren Geliebten,“ ruft Fräulein von Pons, „denn sie sagt mit ihrem Schweigen mehr als wir mit unseren langen Erzählungen.“ „Ich habe durch mein Schweigen nichts gesagt,“ bricht endlich die Ge reizte hervor, „aber ich kann nicht umhin, euch ein wenig toll zu finden, indem ihr für den ganzen Hof Lobeserhebungen habt, nur nicht für den König selbst, und doch, ich frage euch, giebt es nur einen einzigen, den man ihm vergleichen könnte, selbst wenn es sich nur ums Tanzen im Ballet handelte.“*) „Ah!“ ich begreife,“ sagt die Chémernaut, „der König gefällt Dir, weil er der König ist“. „Im Gegentheil, die Krone verdirbt ihm mir ein wenig, da sie ihn aus der Reihe derjenigen hebt, die man lieben darf; ach! wenn er nicht der König wäre!“ Die Blätter rauschten und die erschreckten Ehrenfräulein entflohen vor dem Schatten des Königs, der sich der

*) Es war bekanntlich eins der ersten Vergnügen Ludwig XIV., im Ballet mitzutanzten, und wir wissen, dass er gerade kurz vorher in dem berühmten Ballet der „vier Jahreszeiten“ eine blonde Ceres vorgestellt hatte, während die La Vallière eine der Nymphen machte. Feuillet de Couches: Causeries d'un curieux 3,232.

unbekannten Freundin zu Füßen werfen wollte. „Wie!“ rief er, „sie will den König nicht lieben, sie wird mich lieben“. Und als er noch an demselben Abend bei Madame die La Vallière irgend einen Roman der Scudery vorlesen hörte, erkannte er sogleich an der Stimme die spröde Freundin wieder; er war so erregt, dass er von dem Roman selbst kein Wort verstand, dennoch behauptete er später, dass dies der einzige Roman gewesen, den er mit Vergnügen gehört habe.

Nach einer anderen Erzählung hätte die königliche Leidenschaft einen weniger harmlosen Ursprung gehabt. Der König ennuyirte sich schon lange mit der Königin, Madame mit Monsieur, was also war natürlicher, als dass der König und Madame sich zu entschädigen suchten! Allein man fürchtete ein wenig den Zorn der Königinmutter und um die wahre Ursache der häufigen Besuche Ludwigs bei Henrietten zu verdecken, wurde ausgemacht, der König solle für eine der Ehrendamen — das Loos fiel auf die La Vallière — eine Leidenschaft heucheln: doch aus der scheinbaren wurde eine wirkliche Neigung. Und einmal die Richtung gefunden, that Zufall und Berechnung das Uebrige. Als der König einmal, in einem Anfall schlechter Laune, über seine mangelhafte Gesundheit klagte, zeigte die junge La Vallière sich sehr theilnehmend. „Ach!“ sagte der König, „wie sind Sie gut, dass Sie sich für die Gesundheit eines elenden Prinzen interessiren, der nicht eine einzige Ihrer Klagen verdiente, wenn er nicht mit seinem ganzen Leben Ihnen gehörte“; das Fräulein fühlte sich tief getroffen und sprach den ganzen Tag kein Wort mehr. Ein anderes Mal, als der Hof bei einem Spaziergange im Park zu Vincennes durch einen plötzlichen Regen überrascht wurde und Alles in wilder Hast sich zerstreute, fügte es sich, dass der König die La Vallière auf einem einsamen Wege traf; er ergriff die Gelegenheit, sich zu erklären. „Mein Herz erwartete diesen Sturm,“ sagte er erblassend, „wissen Sie denn noch nicht, dass ich Sie liebe?“ „Still! still!“ flüsterte die junge Dame erröthend, „ich könnte Sie verstehen, indessen,“ fügte sie ausweichend hinzu, „wir haben den Weg verloren“. „Nein, ich gehe, wo ich gehen will“. „Aber Majestät, sehen Sie denn nicht, dass mich der Regen ganz durchmässt hat?“ „Zählen Sie die Tropfen,“ rief der leidenschaftliche Liebhaber, „ich schwöre, ich gebe Ihnen eben so viel Perlen.“

Den mündlichen Erklärungen folgten die schriftlichen. Den ersten Brief*), welchen der König sendet, will sie nicht einmal

*) Derselbe befindet sich augenblicklich in den Händen der Wittve eines Advocaten Roux in Chartres, welche sich aber in der Hoffnung bedeutenden

lesen — der Ueberbringer, Beringhen, liest ihn vor, den zweiten birgt sie an ihrem Herzen, auf den dritten antwortet sie. Es wird erzählt, dass beide sich des Dichters Benserade bedient hätten, die betreffenden Briefe zu schreiben, natürlich ohne demselben die wirkliche Adresse zu verrathen; als die junge Dame eines schönen Tages den vorübergehenden Poeten hinaufrief und ihn mit dem schelmischsten Lächeln empfing, glaubte der Verliebte, es gelte ihm; er warf sich aufs Knie und überreichte ihr ein Sonnet; „nein, nein!“ rief die junge Dame laut auflachend, „darum handelt es sich nicht, sondern um eine Antwort, denn man hat mir wieder geschrieben.“ Der Dichter sah den Brief und erkannte sein eigenes Machwerk, aber als kluger Mann sagte er nichts und verfertigte die verlangte Antwort. So nahm denn der Roman seinen weiteren Verlauf, wenn auch nicht ohne mannigfache Störungen und heftige Kämpfe. Aber wer hatte Macht über den starrköpfigen Sinn des Monarchen, seit Mazarin ins Grab gestiegen? Dennoch wagte man von verschiedenen Seiten Vorstellungen zu machen. Der Herzog von Mazarin, Befehlshaber der Artillerie, theilte dem Könige eines Tages mit, dass der Engel Gabriel ihm erschienen sei und den Untergang des ganzen französischen Reiches geweissagt habe, wenn der König von seiner gefährlichen Liebe nicht lasse; „und ich,“ antwortete dieser, „prophezeie Ihnen, dass man Sie für verrückt halten wird, wenn Sie noch mit Anderen darüber sprechen werden.“ Nicht besser ging es dem Beichtiger des Königs, Annat, der erklärte, seinen Abschied nehmen zu müssen, wenn Ludwig sich nicht bessere — dieser aber lachte, gab den verlangten Abschied und meinte, er habe an seinem Prediger ohnehin genug. Endlich kam noch die Mutter Anna, und redete ernst und lebhaft für ihre Schwiegertochter, denn sie selbst hatte unter der Kälte Ludwig's XIII. zu empfindlich gelitten, um die Leiden jener nicht vollständig zu würdigen — allein was konnten Vernunftgründe gegen die Leidenschaft helfen! Der Sohn durchschnitt das Gespräch mit gewohnter Impertinenz, er meinte, „das sei immer so gewesen,“ und führte aus der Geschichte eine Anzahl Beispiele zu seiner Entschuldigung an, ja, er hatte die Bosheit, der Mutter selbst Vorwürfe zu machen: „Und wie, Madame, muss man denn Alles

Gewinnes entschieden weigert, den Inhalt desselben zu veröffentlichen. Einige Glückliche, die denselben haben lesen dürfen, versichern, dass er mit hinreissender Leidenschaft geschrieben sei, er soll folgenden pikanten Anfang haben: „parbleu! Mademoiselle, si je vous aime . . .“

glauben, was man erzählt? Ich glaubte, dass Sie weniger als irgend Jemand Grund hätten, dieses Evangelium zu predigen.“ Erst kurz vor ihrem Tode hat der Sohn ein halbes Geständniss seines Unrechts abgelegt.

Und welche Rolle spielte die Königin in diesem ersten Theil des Romans? — Man suchte sie möglichst fern zu halten. Marie Therese war, wie sich das am Madrider Hofe von selbst verstand, von Theologen theologisch erzogen worden, doch wissen wir im Einzelnen aus ihrer Jugendzeit so gut wie gar nichts; die kaiserliche Bibliothek in Paris besitzt kaum ein Schriftzeichen von ihr, die Archive von Madrid sollen nur dürftige Ausbeute gewähren. Von ihrem Aeusseren geben uns die zahlreichen Bilder in Versailles einen genügenden Begriff. Eine kleine Gestalt, aber wohl geformt, ein ovales, ziemlich langes Gesicht mit schönem Teint, eine hohe Stirn, umflossen von blonden vollen Haaren, ein Paar blauer Augen, welche mehr harmlos als königlich in die Welt blickten: alles das stimmt uns günstig, und selbst die dicken, vorstehenden Lippen, ein Erbtheil des Hauses Oestreich, nehmen dem Gesicht im Ganzen wenig von seiner Anmuth. So wenig Besonderes uns dieses Aeussere zeigt, so wenig nehmen wir in Marie Therese hervorragende innere Eigenschaften wahr. Im Allgemeinen wird sie uns sogar als ziemlich unbedeutend geschildert. Einen Ruhm wird man ihr aber nicht nehmen können, das ist: die einzige, in Wahrheit ehrenhafte Frau am Hofe Ludwig's XIV. gewesen zu sein. Sie besass nicht jene kalte Berechnung so vieler Frauen, welche im ernstesten Kampf wie im leichten Geplänkel mit Sicherheit ihre Pläne machen, geschickt die Mittel vertheilen; sie kannte keine andere Politik, als rein zu lieben und geradeaus zu gehen. Dabei war sie stolz wie alle Castilianerinnen; als die Beichtigerin eines pariser Nonnenklosters sie einmal fragte, ob sie in ihrer Jugend nie danach gestrebt habe, geliebt zu werden, fuhr die Königin mit einer gewissen Heftigkeit auf: „Nein, nie! Konnte ich denn Jemand in Spanien lieben? — An dem Hofe meines Vaters gab es keine Könige.“ Und zu ihrer einseitigen Erziehung fügte Philipp IV. noch die Rathschläge einer beschränkten Politik. Als sie die spanische Heimat verliess, gab ihr der königliche Vater eine Reihe von Verhaltungsmaassregeln mit auf den Weg, welche alle auf den einen Grundsatz hinausliefen: „Schweigen und abwarten“ — und in der That, nie hat sie gegen dieses Gebot gesündigt; allein wir wollen darüber nicht streiten, ob jene Schweigsamkeit wirklich immer eine Folge festen Willens gewesen ist, oder

ob nicht auch bisweilen der Grund für dieses Verhalten in einer gewissen Gleichgiltigkeit, wenn nicht gar Dummheit gesucht werden muss. Es ist begreiflich, dass man am französischen Hofe, wo es in erster Reihe darauf ankam geistreich und witzig zu sein, wo Anständigkeit zwar als angenehmes aber entbehrliches Gut betrachtet wurde, eine Natur, wie die Marie Theresen's so gut wie gar nicht verstand; dazu kam, dass sie bei ihrer Heirath ausser „allons à Paris“ kein Wort französisch kannte. Ihrer Schwiegermutter war sie innig ergeben und den König liebte sie mit einer Leidenschaft, welche diesem oft unbequem wurde. In den ruhigen Verhältnissen eines bürgerlichen Daseins lebend hätte Marie Therese weder die Augen der Mit- noch Nachwelt auf sich gezogen, als Gattin eines zügellosen Königs inmitten eines zügellosen Hofes muss sie, wenn auch unterliegend, unsere Theilnahme erregen. Wie lange sie sich von dem Könige wirklich geliebt glaubte, wer vermag es zu sagen? Gewiss ist, dass, als sie im Sommer 1661 in stiller Zurückgezogenheit zu St. Germain ihre Tage verlebte, schon heftige Zweifel in ihrer Seele aufstiegen; den Namen ihrer Nebenbuhlerin hat sie zwar erst viel später erfahren, denn die Königinmutter trug alle Sorge, die Qualen dieses empfindsamen Herzens so viel als möglich zu mildern. In Wirklichkeit lag aber die Entscheidung des unseligen Kampfes weder in ihren, noch in der Mutter Händen, sondern einzig und allein in denen der jugendlichen Nebenbuhlerin; alles hing von der Antwort ab, welche die La Vallière auf den königlichen Brief gab.

Nichts ist leichter, als in der Stille der Studirstube oder in der Harmlosigkeit des Kaffeekränzchens den Weg vorzuschreiben, welchen ein gesunder Sinn in dem Kampf der Leidenschaften hätte gehen müssen; gewiss, der König wie die Geliebte, sie sind beide für ihre Thaten verantwortlich, aber um sie gerecht zu beurtheilen, muss man die Umstände berücksichtigen. Ein frommer Mann hat es bedauert, dass der König nicht mehr in einem kurz vorher (1647) erschienenen Buche „über die Pflichten des Fürsten“ (von Hardonin de Beaumont de Péréfixe) studirt hatte — wer will denn sagen, dass der König sich dessen nicht bewusst war, Unrecht zu thun? Andere haben alle Schuld der verführerischen La Vallière zugeschrieben — sollte das junge achtzehnjährige Mädchen dem mächtigen Könige etwa Vorlesungen halten über seine Pflichten als Regent, als Gatte? Ludwig XIV., sagen sie, hatte einen empfänglichen Sinn, sie musste in ihrem Briefe ihn auf seine Pflichten gegen seine Unterthanen, gegen sich selbst aufmerksam machen, sie hätte das Bild der Königin

vor seine Seele zaubern, ihn an die beschworene Gattentreue erinnern sollen — und hätte der König nicht wie die Franzosen des 19. Jahrhunderts über solch albernen Einfall gelacht! Sie hätte dem Zudringlichen ferner in Erinnerung bringen sollen, welche Anstrengungen die europäischen Mächte gemacht, die Hand Marie Theresens zu erhalten, d. h. welchen unverdienten Schatz er in ihr besitze — so unzweifelhaft dieser Excurs in die politische und diplomatische Geschichte der Jahre 58 und 59 dem Ehrenfräulein zur Ehre gereichen musste, dem Könige hätte sie damit noch weniger imponirt. Aber — wir wollen mit dem frommen Historiker diese Unterlassungssünde herzlich bedauern — das junge Mädchen machte diese kleine historische Studie nicht, sie schrieb diesen Brief nicht, sondern nahm vielmehr den Kampf, welchen sie weder hervorgerufen noch gewünscht, gegen die Königin auf.

Unerfahrenes Mädchenherz! Vielleicht glaubte sie ihr ganzes Leben hindurch so leidenschaftlich geliebt zu werden? Wer will bestimmen, welchen Antheil an diesem Irrthum einfache Unkenntniß der Bedingungen der Wirklichkeit hatte, und wie viel der Verblendung leidenschaftlicher Liebe zugeschrieben werden muss. Man weiss, welche bedeutsame Rolle in der Erziehung junger Mädchen damals die Romane spielten: die Königin soll einmal darüber geklagt haben, dass der ganze Hof aus den Fugen gerissen werde durch ein junges Mädchen, dessen Köpfchen durch spanische und italienische Romane verdorben sei. Mir scheint, dass die La Vallière vielmehr zu jenen jungen Mädchen gezählt werden muss, die sich ihren Roman selbst zusammen setzen, in welchem sie mit grösserem Vergnügen lesen und träumen als in den geschriebenen; und wenn diese romantischen Träumereien ihren Willen auch nicht völlig entnervten, so haben sie doch sicher ihre Widerstandskraft eingeschläfert. Die Romane der Scudery vor allem beherrschten damals die „gute Gesellschaft“, ihr „Grand Cyrus“, ihre „Clélie“ fehlten in den Bibliotheken auf den Schlössern der Edelleute so wenig wie in den Salons zu Marly und Versailles, und wir erfahren durch einen Freund ihrer Jugend, dass die kleine La Vallière in diesen Büchern fleissig las. Diese Lectüre wie das sie umgebende Leben mussten auf ihre lebhaftige Phantasie von grossem Einfluss sein. Als sie einst zufällig ein Blatt der „Gazette officielle“ in die Hände bekam und darin von dem grossen persönlichen Muth des Königs in der Schlacht bei Dünkirchen las, fühlte sie sich sogleich zu dem tapfern Manne hingezogen. Und wenn auch damals noch das Leben auf den Schlössern der Provinz weniger

frivol war als bei Hofe, so konnte es doch nicht fehlen, dass vielfache Liebesverhältnisse angeknüpft wurden; auch von einer Jugendliebe Louisens auf Schloss Blois hat man gesprochen, doch lässt sich nichts erweisen. Dagegen hat das Ehrenfräulein sehr bald die Augen der jungen Cavaliere bei Hofe auf sich gezogen. Ein junger Minister des Königs, Loménie de Brienne, erzählt uns, dass er auf dem Punkte gewesen sei, sich zu erklären, als er noch glücklicher Weise und zur rechten Zeit die Neigung des Königs bemerkt habe: die Wahl zwischen seinem Amt und dem Gegenstand seiner Neigung fiel ihm nicht schwer. Und doch war dieses Mädchen, das er liebte, von der Natur mit Gaben ausgestattet, welche selbst einen unbeständigen und wählerischen König, wie Ludwig XIV., sieben volle Jahre fesseln konnten!

Das Museum zu Versailles, welches in so wunderbarer Fülle die berühmten und unberühmten Gestalten des „grossen Jahrhunderts“ uns vor die Augen führt, über die La Vallière ist es fast stumm. Nur ein Bild unter den vorhandenen fünf stammt aus ihrer Zeit selbst; und diese Bilder entsprechen nur schlecht den Beschreibungen, welche die Zeitgenossen von ihr gemacht haben. Zahlreiche Schilderungen ihrer Persönlichkeit sind uns in den Mémoires überliefert, viele von Frauen, und man kann dem Zeugniß der Frauen, eifersüchtiger Frauen, wohl Glauben schenken. Stellen Sie sich ein junges Mädchen vor, von zartem Körperbau, fast zu schlank, mit einer Taille „weder gross noch klein“, welche aber ihre graziösen Bewegungen in keiner Weise störte; aus einem feingeschnittenen Köpfchen mit hochblondem Lockenhaar schaute ein Paar hellblauer Augen hervor, mit einem Blick, so sanft und so bescheiden, dass er in demselben Augenblick das Herz und die Achtung gewann; wir wissen schon, das anmuthige Lächeln des schönen Mundes hatte selbst einen Mann wie den ältlichen Benserade zu einem Fussfall verführt; obgleich sie ein wenig hinkte, so stand ihr das doch nicht schlecht, denn schritt sie langsam einher, so wusste sie diesen Fehler zu verbergen, ging sie schnell, wie gewöhnlich, so entsprach das leise Schwanken ihrer Lebendigkeit; sie tanzte gut, sass vortrefflich zu Pferde. Frau von Lafayette, ein missgünstiges, der Königin ganz ergebenes Weib hat für die La Vallière nur drei sehr bezeichnende Ausdrücke „fort jolie, fort douce, fort naïve“. Sie ist nicht eine von jenen vollkommenen Schönheiten, welche man bewundert ohne sie zu lieben, wie etwa Frau von Montespan; auf die La Vallière scheint der Vers La Fontaine's gemacht zu sein: „la grâce plus

belle encor que la beauté“. Und in dieser anmuthigen Hülle herrschte eine wahrhaft grosse Seele. An Geist und Witz steht sie gewiss weit hinter ihren Nachfolgerinnen, der Montespan und Maintenon zurück, obgleich sie ernstlich bemüht war, diesen Mangel durch fleissige Lectüre zu heben*); und selbst an Schönheit wurde sie von der ersteren übertroffen. Aber ihr ist eine Originalität eigen, welche sie von vielen Frauen unterscheidet: sie kannte und hörte nur die Sprache ihres Herzens seit sie Ludwig liebte, Triumph und Fall berühren nur dieses; erhaben über jedes persönliche Interesse kennt sie nur eine Freude: zu lieben und geliebt zu werden; ohne Ehrgeiz, ohne einen weiten Gesichtskreis ist sie mehr darauf bedacht, an den zu denken den sie liebte, als ihm zu gefallen. Man weiss, welche Gewalt im Kampf und Feldlager gestählte Gestalten mit grossen Schnurbärten auf ein weibliches Herz ausüben können, welche Anziehungskraft ein mächtiger und nun gar schöner König besitzt — allein alles das reizte die La Vallière nicht mehr, alle diese Aeusserlichkeiten erloschen vor der einen Ueberzeugung, dass in dem Herzen des Geliebten eine sympathische Flamme lodere. Sie nährte sich nicht mit dem stolzen Gedanken, den allmächtigen Ludwig XIV. gezähmt zu haben, und nie hat sie diese Gewalt zum eigenen oder zum Besten ihrer Verwandten und Freunde ausgenutzt; die Diamanten, mit welchen der König sie überschüttete, hat sie nur auf seinen ausdrücklichen Wunsch getragen, ja, die hohe Stellung des Geliebten hat sie selbst bisweilen gedrückt. „Ah, Sire,“ sagte sie eines Tages, „wären Sie doch nur der einfache Gardeoffizier, zu welchem die holländischen Zeitungen Sie machen, wie würden wir uns in irgend einem verborgenen Winkel der Welt lieben!“ In ähnlichem Sinne sagt von ihr Bussy-Rabutin (mém. II. 3. edit. Lalanne) einer der zweifelsüchtigsten Zeitgenossen: „Sie liebte die Person des Königs ohne Grenzen, und man sah wohl, dass sie ihn eben so geliebt haben

*) Mit dieser Darstellung im Widerspruch steht die Notiz einer Handschrift, welche sich auf der kaiserlichen Bibliothek in St. Peterburg befinden und gerade den feinen Geist der La Vallière besonders hervorheben soll; so lange wir den Werth jener Handschrift nicht genügend kennen, müssen wir schon bei der bisherigen Anschauung bleiben. (Léouzun Leduc, Etudes sur la Russie, p 298.) Uebrigens gestehe ich bereitwillig die Möglichkeit einer Modification dieser Anschauung zu, da mir selbst schon Zweifel aufgestiegen sind: es scheint nämlich aus einer Stelle der Rellexions hervorzugehen, dass es eine Zeit gegeben, in welcher auch die La Vallière, wie etwa Elisabeth Charlotte, vom Skepticismus angehaucht worden; dahin zu gelangen würde aber wohl ein einfacher Ehrenfräuleinwitz nicht genügen.

würde, wenn sie eine grosse Königin oder er ein einfacher Edelmann gewesen wäre.“ Alles ist für sie in dieser einzigen Liebe ihres Lebens eingeschlossen, und sie ist allezeit bereit gewesen, lieber zu sterben, als auch nur den leisesten Verdacht an ihrer Treue aufkommen zu lassen. Aber die Welt begriff diese absolute Liebe nicht, und der Kampf, den sie deshalb mit dieser Welt führte, das ist ihr Leben. „Ich fühle,“ schrieb sie selbst später eumal, „dass trotz der grossen Fehler, die ich fast zu jeder Zeit begangen, die Liebe doch mehr Antheil an meinem Opfer hat (nämlich dem Eintritt ins Kloster), als die Pflicht, Busse zu thun.“ So war diese Seele beschaffen, welche wider ihren Willen und fast ohne es zu wissen eines der heiligsten Gesetze der Menschheit verletzte. Doch vergesse man nicht, welche eigenthümlichen Anschauungen über die Liebe selbst in den gebildetsten Köpfen jenes Jahrhunderts spukten. Es ist schon erwähnt, dass die Romane der Scudery damals überall gelesen wurden; dieses Interesse erregten sie aber nur deshalb, weil sie ein leicht erkennbares Bild des damaligen Lebens und Treibens bei Hofe und im Bürgerhause gaben, welche Schilderungen um so mehr auf lebhaftere und phantasievolle Köpfe, wie den der La Vallière, wirken mussten, je mehr das wirkliche Leben darin verschönert wurde. Grand Cyrus ist eben niemand anders als der grosse Condé, Mandane mit den blonden Haaren und blauen Augen Madame de Longueville, „die grösste Sünderin des XVII. Jahrhunderts“, die schönen Damen der Höfe zu Ekbatana, Sardes und Babylon sind die Ehrendamen Anna's von Oestreich; es ist bekannt, mit welcher Leidenschaft selbst die besonnene Frau von Sévigné jene zehn dicken Bände des Grand Cyrus verschlang, jene Bände, die jetzt in den Bibliotheken einzelner Alterthümer den wohlthuenden Schlaf der Jahrhunderte schlafen und vor deren Wiedererwachen uns der Himmel bewahren möge. In der That, jenem Geschlechte galt die Liebe als ein Zeichen besonderer Erhebung und Bildung der Seele; nach dem Sittencodex jener Zeit konnte man kein „honneter“ Mann sein, ohne besondere Empfindlichkeit für die Schönheit des weiblichen Geschlechts zu zeigen. Dieses Spiel war nicht ohne Gefahr, und wo sollte ein junges Mädchen Kenntniss und Kraft hernehmen, der doppelten Macht zu widerstehen: der Macht der Sitte auf der einen, der Gewalt eines verführerischen Königs und der Unerfahrenheit des eigenen Herzens auf der anderen Seite?

So sind wir denn vom ersten Augenblick an nicht zweifelhaft, wohin der harmlose Anfang des Romans, den wir oben geschildert,

endlich führen musste, nur der erste Schritt kostet Mühe — das Uebrige macht sich von selbst. Und während das „bescheidene Veilchen“ (ein Ausdruck der Sévigné für die La Vallière) immer höher sein Köpfchen aus dem Grase erhob, welkte eine andere Blume am Hofe Ludwig's rasch und unbemerkt dahin. Kaum zwei Jahre waren vergangen seit jener Hochzeitsfeier und die feierlichen Schwüre des königlichen Gemahls, alle die Zeichen des Glückes, mit welchen Frankreich Marie Therese überschüttet, waren nichts mehr als Erinnerungen. Und dieses Unglück im eigenen Hause musste sie um so empfindlicher treffen, je weniger sie geeignet war, auf anderen Gebieten eine Entschädigung zu finden, denn mit den hohen Abenteuern des öffentlichen Lebens sich zu befassen schien sie völlig unfähig. Rein in der Seele und im Leben, fast bürgerlich einfach im Geschmack, doch nicht ungeschickt in ihrer Art Hof zu halten, in dem Könige zugleich den Herrn und Gatten verehrend, sah sie sich plötzlich hineingerissen in eine ihr völlig fremde Sphäre. Ein Gefühl rechtmässiger Eifersucht ergriff sie, und da bei Hofe sie niemand verstand, niemand sie hören wollte, stürzte sie sich der Kirche ganz in die Arme um dort auch den letzten Rest von Selbstgefühl zu verlieren. Beide Frauen, die Gattin wie die Geliebte, fallen als Opfer der orientalischen Willkür ihres Königs, und die unparteiische Geschichtschreibung wird die Ehrendame nicht belasten indem sie die Königin beklagt.

Schon in den Sommermonaten, welche Marie Therese vor der Geburt ihres ersten Sohnes einsam in St. Germain verbrachte, war der Verdacht in ihr rege geworden, und bald musste das Gerücht auch den Namen der Nebenbuhlerin ihr zu Ohren bringen. Als eines Abends, es war gegen Ende des Jahres 1662, die La Vallière durch das Zimmer der Königin ging, zeigte diese mit dem Finger auf sie und sagte leise zu Frau von Motteville: „Jenes Mädchen mit den Diamant-Ohringen ist es, welche der König liebt.“ Und bald sollte ein unerwartetes Ereigniss ihre Unruhe in voller Stärke zum Ausbruch bringen. Es war grosser Empfang des spanischen Gesandten, eine Anzahl hochgestellter Personen befand sich im Audienzsaale, und unter ihnen auch Saint-Aignan, der sich mit dem Marquis von Sourdis lebhaft unterhielt. „Wie!“ rief plötzlich der letztere laut, „die La Vallière eine Nonne! das ist nicht möglich!“ Der König hatte die Worte gehört und verlangte erregt eine Erklärung, allein man wusste nichts Genaueres, als dass das genannte Ehrenfräulein in der Frühe des Tages in das Nonnenkloster nach St. Cloud

geflohen sei. Sogleich entlässt der König die Versammlung und verlangt einen Wagen; die Königin, welche in Madrid an die strengste Etiquette bei feierlichen Gelegenheiten gewöhnt worden war, wagt ihm zu sagen, dass er nicht Herr seiner selbst sei. „Und wenn ich es nicht über mich selbst bin,“ lautet die barsche Antwort, „so werde ich es doch über diejenigen sein, welche meinem Willen entgegen-treten wollen.“ In einen grauen Mantel gehüllt und von dem Herzog von Roqueloure begleitet, jagt er zum Kloster und verlangt Einlass. Man will ihn anfangs nicht sprechen, die Oberin wird gerufen und endlich erscheint auch die Flüchtige, sie will reden, allein Thränen und Schluchzen ersticken ihre Stimme, der König weint, die anwesenden Nonnen weinen und der Begleiter fand alles so komisch, dass er Mühe hatte ernst zu bleiben. „Ich bin entschlossen,“ nimmt endlich Ludwig das Wort, „selbst das Kloster zu verbrennen.“ Das war nun nicht mehr die Sprache eines Königs, sondern eines rasend Liebenden, und solcher Leidenschaft gegenüber konnte denn auch die La Vallière nicht widerstehen; beide stiegen in den Wagen und der König führte die Geliebte wie im Triumph zurück. — Es sind verschiedene Motive für diese seltsame Flucht angegeben worden: die Einen sprechen von Gewissensbissen, hervorgerufen durch die Vorwürfe der Königinmutter, nach Anderen, und zwar ist diese Erzählung wahrscheinlicher, war die La Vallière durch ihre Freundin Montalais in die unerlaubten Beziehungen Henrietten's und des Grafen Guiche eingeweiht worden; allein, zu ehrenhaft die Angeberin zu spielen, hatte sie dem Könige darüber nie ein Wort verloren; der Scharfsinn dieses hatte sie jedoch durchschaut, und ärgerlich über diese Geheimnisse hatte er ihr Vorwürfe gemacht; in der Geliebten aber erweckten diese Vorwürfe den Verdacht, dass sie nicht mehr geliebt werde, und in dem ersten Schreck darüber suchte sie Hülfe im Kloster. Marie Therese fühlte sich durch diesen Zwischenfall auf's Tiefste beleidigt. Allein man wollte ihr nun auch den Namen der Nebenbuhlerin öffentlich mittheilen; es bildete sich zu dem Zweck eine förmliche Verschwörung.

In den Sälen der Gräfin von Soissons, geb. Olympia Mancini hatte sich allmählig eine kleine Gesellschaft abgesetzter Mätressen des Königs zusammengefunden. Olympia und Marie Mancini konnten es nicht vergessen, dass der König sie einst geliebt, Henriette von England, der schönste Schmuck dieses Kreises, grollte unversöhnlich, dass sie ihrem Ehrenfräulein hatte weichen müssen; und unter diese unzufriedene Gesellschaft mischten sich bald Abenteurer verschied-

denster Art, wie der Marquis von Vardes, der komische, aber cynische Herzog von Lorraine mit den Katzenaugen. Die Königin und Königinmutter zogen sich immer mehr zurück, desto häufiger kam Ludwig selbst. Hier nun kam man auf den Gedanken, die neue Grösse am Himmel königlicher Gunst zu verderben; der Graf von Guiche — er hat es später selbst gestanden — fasste ein Schreiben an die Königin ab, welches, im Namen des Vaters in Madrid geschrieben, in ein Packet spanischer Briefe geschoben wurde und worin man Marie Therese aufforderte, sich über das Benehmen des Königs laut zu beklagen. „Dieser sei“, hiess es dort, „ein Prahler, der zu Kreuz kriechen werde wenn man sich ihm ernstlich widersetze.“ Der Brief kam nun zwar an, erreichte aber seinen Zweck nicht, denn die dienstthuende Ehrendame, Señora La Molina, welcher das Siegel verdächtig erschien, öffnete denselben und gab ihn nicht der Königin, sondern dem König. Dieser schäumte, suchte sich zunächst aber zu verstellen um sichere Nachrichten einzuziehen; dann folgte ein strenges Strafgericht. Der Königin freilich war damit wenig geholfen, und ob auch ihre Klagen sich verdoppelten — der König liebte darum die La Vallière nicht weniger. Marie Therese hat mit ihren ewigen Thränen der Königinmutter viel zu schaffen gemacht, Ludwig XIV. selbst sah und kannte ihre Schmerzen, aber er wollte sich nicht ändern. Als sie ihm einst Vorwürfe machte, dass er erst um vier Uhr morgens sich zur Ruhe begeben, erklärte er, dass er so lange Depeschen lese und die Antworten verfertige. — „Aber,“ wandte die Königin ein, „dazu kann man doch eine andere Zeit wählen.“ — Der König lachte, und Fräulein von Montpensier, die zufällig zugegen war, fand diese Sorgfalt der Königin für das Wohl ihres Gatten ebenfalls sehr ergötzlich. (Mém. de Montpensier, IV, 52.)

Während dieses betrogene Herz zu brechen drohte, feierte ein anderes seine höchsten Triumphe. Es ist notorisch, dass während der beiden Jahre 1663 und 1664 die La Vallière das Ziel aller Festlichkeiten des Hofes war, von dem berühmten Carrousel des Jahres 1662 und den „plaisirs de l'île enchantée“ (Mai 1664) bis zu den kleinen Spaziergängen in Versailles. Die Königin war der Vorwand, die Geliebte der geheime Grund. Dies war die Zeit, wo die La Vallière dem Könige schrieb, dass sie mehr in ihm, als in sich selbst lebe und dass das Vergnügen ohne dass man liebe kein Vergnügen sei, es ist die Zeit, in welcher er ihr folgende Verse mit einem schönen Blumenstraus übersandte:

Allez voir cet objet si charmant et si doux,
 allez, petites fleurs, mourir pour cette belle;
 mille autres voudraient bien en faire autant pour elle,
 qui n'en auront jamais le plaisir comme vous.

Es ist endlich die Zeit, in der selbst ein Molière, der geschickte, aber wenig wählerische Parteigänger, diese Liebe in seinen Schöpfungen verherrlichte, und das sogar in Gegenwart der Königin. Aber die Rosen und Diamanten, mit welchen der König seine Geliebte umgab, waren verhängnissvoll. Am 19. December 1663 wurde in der Kirche zu St. Leu ein Knabe getauft, der den Namen Karl erhielt, als Sohn M. de Lincour's, eines alten und treuen Dieners von Colbert. Aus dem Halbdunkel heimlicher Liebe trat man an das helle Licht des Tages, auf die kurzen mystischen Jahre folgte die lange Periode der Oeffentlichkeit.

Um eben jene Zeit, da die Seele der Geliebten dem moralischen Tode verfallen schien, gerieth das physische Leben der Gattin in Gefahr. Noch einmal erwachte die Theilnahme der Bevölkerung, selbst der König zeigte sich besorgt: in Begleitung des ganzen Hofes geleitete er beim Schein von tausend Fackeln das heilige Sacrament zur Schwerkranken. Diese aber dachte nur an die Untreue ihres Gatten, an das Glück der Nebenbuhlerin. „Dieses Weib wird mich noch auf das Todtenbett bringen“, hatte sie oft gesagt, und um sie zu beruhigen musste man ihr versprechen, die La Vallière zu verheirathen — als sie genesen, schien man daran nicht mehr zu denken. Sie erinnerte den König an sein Versprechen; „wenn die La Vallière damit einverstanden ist“, antwortete er, „werde ich nicht dagegen sein.“ Doch die La Vallière schien das Glück völlig verwirrt zu haben: sie, die bescheidene, verlangte plötzlich äussere Ehrenbezeugungen, denn es war ihr unerträglich, als „femme malhonnête“ zu gelten. Die Königinmutter nahm sie in ihren Kreis auf und einige Zeit darnach, auf das bestimmteste Verlangen des Königs, empfing sie selbst Marie Therese. Die unglückliche Königin stand, seit die Schwiegermutter Anna von Oestreich im Januar 1666 ins Grab gestiegen, völlig vereinsamt; um so freier fühlte sich nun Ludwig XIV. Aber wie sehr Marie Therese auch durch die La Vallière gelitten hat, nie stellte sie ihrer Nebenbuhlerin Schlingen, andere Waffen als Geduld und Thränen hat sie nicht gekannt.

Der Feldzug in Flandern sieht die La Vallière auf der Höhe. Ehe der König zum Heere abreiste, übersandte er dem Parlament zur Einregistrirung eine Schrift, welche die Geliebte zur Herzogin

von La Vallière erhob und sie mit den Ländern von Vaujour und Saint-Christophe in Tourraine und Anjou begabte; gleichzeitig erkannte er ihre Tochter als legitim an, in der Geschichte bekannt unter dem Namen einer Mademoiselle de Blois, nachmaligen Gräfin Conti. Ein später geborener Sohn ist gleichfalls legitimirt worden und führte den Titel eines Grafen von Vermandois. *) Das Erhebungspatent selbst ist ein bedeutsames Zeugniß für die schlimmer als orientalische Sittenlosigkeit Ludwig's XIV. und seines Hofes. „Die Wohlthaten,“ heisst es darin gleich zu Anfang, „welche die Könige in ihren Staaten ausüben, sind ein äusseres Zeichen des Verdienstes für diejenigen, welche dieselben empfangen, das grösste Lob, durch welches die Unterthanen geehrt werden können. Wir haben daher geglaubt, nicht besser unsere ganz besondere Achtung für die Person unserer theuren, sehr geliebten, sehr verehrten Louise Françoise de La Vallière öffentlich ausdrücken zu können, als indem wir ihr die höchsten Ehrentitel verleihen, da eine ganz ausserordentliche Zuneigung, hervorgerufen in unserem Herzen durch eine endlose Reihe seltener Vollkommenheiten, uns seit einer Reihe von Jahren beseelt. Und obgleich sie selbst in ihrer Bescheidenheit sich uns oft widersetzt hat als wir schon viel früher sie in eine Höhe rücken wollten, welche unserer Achtung und ihren vortrefflichen Eigenschaften entspricht, so erlauben doch die Zuneigung, welche wir für sie hegen, und die Gerechtigkeit nicht länger, mit den Zeugnissen unserer Dankbarkeit zurückzuhalten . . . und wir ernennen sie u. s. w.“ Und das Parlament registrirte gehorsam; hoher und niederer Adel sahen in der Herzogin-Mätresse fortan ein höheres Wesen.

Und die neue Herzogin, wie dachte sie selbst über diese neue Würde? Ein viel citirtes Wort der Frau von Sévigné kennzeichnet am besten ihre Stellung zu dieser Frage: sie nannte die La Vallière „ein demüthiges Veilchen, welches sich im Grase versteckte und sich schämte, Geliebte, Mutter und Herzogin zu sein.“ Wir haben ausserdem das vollwiegende Zeugniß Elisabeth Charlotten's von der Pfalz, dass die Geliebte in Verzweiflung war als man sie zur Duchesse und ihre Kinder legitim machte, denn sie glaubte, dass man von denselben bis dahin nichts gewusst habe. Das Schamgefühl verfolgte sie selbst bis in die Trunkenheit der Freuden, der Vorzug, welchen der König ihr über die Königin gab, verletzte sie, und häufig klagt sie, zu sehr geliebt zu sein, während sie selbst glaubt, nicht genug zu lieben. Sie

*) Jener oben genannte erste Sohn Karl und eine zweite Tochter sind früh gestorben.

achtete die öffentliche Meinung, und hierin, gegenüber den offenen Erklärungen des Königs, liegt eine gewisse Scham, eine Scheu vor der Schamlosigkeit. Sie opferte sich ganz und gar der Liebe, wie sie sich später der Wiederherstellung verkannter Pflicht hingegeben hat. „Ich bitte Sie, Sire“, schreibt sie dem Könige, „nehmen Sie mehr Rücksicht auf Ihren Ruhm und dulden Sie ein wenig, dass man Sie im Geheimen liebt.“ Es existirt ein Brief, den sie nach ihrer Erhebung an eine Freundin, die Montausier, geschrieben haben soll; ich halte denselben zwar aus verschiedenen Gründen für untergeschoben, allein ihre Gesinnung kennzeichnet er vortrefflich. Mit grosser Bitterkeit klagt sie dort über die neue Würde und sieht in dieser neuen königlichen Gnade nichts anderes als ein erstes Zeichen der Verabschiedung; „das Herzogthum,“ heisst es an einer Stelle, „ist ein königliches Geschenk an meine Tochter, anerkannt und legitimirt durch ihren Vater . . . man wird ihr alles geben müssen wenn sie das gehörige Alter erreicht haben wird, und ich bleibe nichts als die La Vallière.“ Ich glaube sie zu sehen, wie sie nach einem grossen Empfang bei Hofe in ihre Gemächer zurückkehrt und sich beeilt, den prächtigen Mantel, die herzogliche Kopfbinde abzulegen, ihrer Vertrauten weinend um den Hals fällt und ihr die Worte Monime's im Mithridates zuflüstert:

Si tu m'aimas, Phoedime, il fallait me pleurer
Quand d'un titre fatal on me vient honorer.

Mitten in den hellsten Tagen des neuen Glanzes liess sie sich von Mignard malen, zwischen ihren beiden Kindern sitzend, in der Hand einen Strohalm, an welchem eine Seifenblase, hängt mit der Umschrift „sic transit gloria mundi“ (so vergeht der Ruhm der Welt). Und wie die letzte Hoffnung nur langsam stirbt, so konnte auch sie nur schwer die volle Grösse ihres Verlustes fassen. Die Harmlose, sie ruft die Poesie zu Hülfe und sendet dem König ein Sonnet — aber wann hat ein Sonnet einen liebenden König festgehalten! Ludwig las das Gedicht, lobte die Verse und liebte die Verfasserin nicht mehr. Sie ist verwirrt, und nur in der unmittelbaren Nähe des Geliebten findet sie sich wieder, dort beherrscht sie noch einzig die alte Leidenschaft. Der König war zum Heere gereist und die Königin folgte ihm mit dem ganzen Hof in grossen vergoldeten Carrossen: es war ein amüsanter Krieg, diese „Promenade nach Flandern“! Auch die La Vallière hatte sich aufgemacht, obgleich weder vom Könige noch von der Königin aufgefordert, und wie der Hof vor den Thoren von Avesnes die Truppen zu Gesicht bekam,

liess die neue Herzogin ihre Rosse mitten durch die Ebene jagen zur Stelle, wo sie den Geliebten vermuthete. Marie Therese, welche ausdrücklich verboten hatte, dass irgend jemand vor ihr dem Könige sich nähere, gerieth in so heftigen Zorn, dass sie die Nebenbuhlerin arretiren lassen wollte, selbst Ludwig XIV. war über diese Kühnheit seiner Geliebten so erstaunt, dass er, der Etiquette genug zu thun, die leidenschaftlich Erregte mit der vorwurfsvollen Frage empfing: „Wie, Madame, vor der Königin?“ Das erlaubte sich das bescheidene Veilchen im Angesicht des ganzen Hofes, der durch dieses Ereigniss in grosse Erregung gerieth. „Behüte mich Gott,“ rief bei dieser Gelegenheit die keusche Montespan, „behüte mich Gott, Geliebte des Königs zu sein! Aber sollte ich doch so unglücklich sein, es zu werden, so würde ich doch nie die Unverschämtheit besitzen, mich vor der Königin vorzustellen.“ Von solcher Heuchelei freilich war die kleine La Vallière selbst in den Tagen tiefster Erniedrigung frei. So sehr ist es wahr, dass selbst die Furchtsamsten es nicht mehr sind sobald die Leidenschaft sie fortreisst; wohl hatte sie Recht als sie selbst später einmal mit einer Anspielung auf dieses Ereigniss von sich sagte, dass „ihr Ehrgeiz und die Freude geliebt zu werden wie die wilden Pferde gewesen seien, welche ihre Seele in den Abgrund gezogen hätten.“ — Seit fünf Jahren befand sich dieses jugendliche Herz in der wildesten Erregung; aus dem schüchternen Ehrenfräulein war eine Herzogin und Mutter geworden, aber in unveränderter Stärke, fast wie in den ersten Tagen, beherrschte sie noch die Liebe, die Liebe zu demjenigen, der sie nicht mehr liebte. Konnte dieser furchtbare Zustand lange andauern?

Am 11. Februar 1671 war grosser Fastnachtsball im Louvre und die anwesenden Damen und Herren zischelten sich interessante Neuigkeiten in die Ohren, denn sowohl die Montespan als die La Vallière fehlten auf dem Balle: die eine lag in den Wochen und die andere war wieder in der Frühe des Tages in das Kloster geflohen. Vor einigen Jahren, bei einer ähnlichen Nachricht hatte König Ludwig die Staatsgeschäfte unterbrochen und war selbst gegangen die Verlorene zu suchen, jetzt schickte er seinen Minister Colbert, die Unglückliche aus dem Nonnenkloster Sainte Marie de Chaillot zurückzuführen. Diese weigerte sich anfangs zu folgen: „sie habe Versailles verlassen um den König nicht wieder zu sehen, und sie werde Busse thun für die Liebe, welche sie noch für ihn hege; nachdem sie ihre ganze Jugend ihm geopfert, sei es nicht zu viel, den kurzen Rest

des Lebens seinem Seelenheil zu widmen.“ Dennoch siegte die Raison des Hofes noch einmal, sie kehrte nach Versailles zurück, zwar nicht im Triumph, wie aus St. Cloud, sondern wie ein geduldiges Opfer. Eine ganze Stunde sprach sie mit dem König, er weinte wiederum sehr — es sind die letzten Thränen; die Montespan empfing sie mit offenen Armen, auch sie hatte Thränen in den Augen — „devinez de quoi“ sagt Madame Sévigné. Und es hatte wirklich den Anschein, als ob die Herrschaft der La Vallière neue Stützen erhalten hätte. Allein sie selbst dachte anders, still und einfach lebte sie in dem angewiesenen Hause. Eines Tages schickte ihr Ludwig sein Bild: „Ich liebe Ihr Portrait mehr,“ schreibt sie ihm, „als Sie selbst, seit mein Herz mir sagt, dass es zwischen uns beiden nur noch Erinnerungen giebt.“ Der König aber meinte, sie sei wie alle Frauen — er kannte sie noch nicht, er hat sie nie gekannt.

Nur wenige Jahre sind seit jenem Feldzuge in Flandern verflossen, aber in der Seele der Geliebten ist eine grosse Veränderung vor sich gegangen. Zwar ist sie sich zu allen Zeiten dessen bewusst gewesen, dass sie übel handelte, immer hat sie die Hoffnung und den lebhaften Wunsch bewahrt, wieder auf den rechten Weg zurück zu kommen; auch in den glücklichsten Tagen ihrer Liebe hat sie den Dienst Gottes nicht vergessen, und der König wünschte oft, die Stunden, welche diesem Dienst geweiht waren, abgeschafft zu sehen, denn er erhielt immer erst nach Gott Audienz. Gott und der König haben ihr Herz immer besessen: als sie nur den König liebte, da liebte sie noch Gott, und als sie nur Gott liebte, da liebte sie noch den König. Nichts hatte sie gethan, diesem zu missfallen — sie gefiel ihm nicht mehr, denn der Stern der Montespan war im Steigen, und „gross“ wie er war hoffte Ludwig in zwei Herzen zugleich wohnen zu können. Für ihn kamen die Jahre kriegerischen Glanzes, die Jahre, in welchen jedem Siege, jedem Friedensschlusse glänzende Festlichkeiten in Versailles folgten, immer höher stieg der Ruhm Ludwig's XIV., immer grösser wurde die Verehrung des Hofes — nur zwei Frauen beweinten in der Stille ihrer Gemächer gebrochenen Herzens was sie nicht mehr besaßen: die Liebe ihres Königs. Man hat die Fragen oft aufgeworfen, aber nicht immer beantwortet: warum blieb die La Vallière noch länger bei Hofe, und warum that Marie Therese nichts, ihre Stellung zu bessern? In der That, der Sturz der La Vallière brachte der Königin keinen Gewinn, ihre Leiden blieben dieselben, denn auf die La Vallière folgte die Montespan, auf die Montespan die Maintenon, kleine Zwischenspiele, welche die Ge-

schichte mit den Namen Fontanges, Soubise u. s. w. bezeichnet, nicht gerechnet. Unter diesen Umständen konnte selbst, was sonst ein Mutterherz wohl tröstet, die Geburt eines Kindes ihr wenig Freude bereiten; zudem starben die meisten ihrer Kinder frühzeitig. Wer es weiss, welche fast unüberwindliche Schwierigkeiten die katholische Kirche einer Scheidung entgegenstellt, wer dann noch erwägt, welchen Abscheu jene höchsten Kreise vor jedem öffentlichen Scandal hegen, dem wird leicht klar werden, warum Marie Therese an eine wirkliche und vollständige Trennung von ihrem Gemahl nicht denken konnte. Man hat ihr vorgeworfen, dass sie nichts weiter verstanden, als zu weinen, — man hätte noch hinzusetzen können: und zu beten — allein ich wüsste nicht, was sie sonst anderes hätte thun können. Als sie sich anfangs über ihre eigene Rolle beklagte, hiess der König sie schweigen und in die Politik durfte sie sich nicht mischen da der König schon in heftigen Zorn gerathen konnte wenn die Damen des Hofes nur von Politik sprachen. Dennoch vertraute er ihr zu Anfang der 70er Jahre die Regentschaft an. An sie richtet er die Berichte über die Errungenschaften seiner Waffen, sie war es, der er Rechenschaft gab über geplünderte und niedergebrannte Städte, die Grossthaten seiner Armee. Im Uebrigen beschäftigte sie niemanden und niemand beschäftigte sich mit ihr, selbst bei Hofe nicht. Die offizielle Zeitung erinnerte nur an ihre Existenz, an ihren Rang jedesmal wenn sie in der Kirche ihre religiösen Pflichten erfüllte oder in dem Carmeliterinnenkloster der Rue Bouloy einen ganzen Tag verbrachte. Es ist schon wahr, diese Frömmigkeit streift hart an Pedanterie: die Ehrendamen waren nicht selten in Verzweiflung, alle Tage mit ihr zur Messe, zur Vesper, zum Sermon, zum Salut gehen zu müssen, die besonderen Heilswege an Sonn- und Festtagen noch gar nicht gerechnet. „So ist nichts rein in dieser Welt“, fügt Madame Sévigné im Hinblick auf diese Ehrendamen spöttisch hinzu. Wer sich etwas eingehender mit der Geschichte dieser unglücklichen Prinzessin beschäftigt hat, wird gewiss mit uns zu diesem Resultat kommen: eine tugendhafte Gattin, dem König in Liebe innig ergeben, geduldig ohne Grenzen, nicht so schön wie die Montespan, nicht so geistreich wie die Maintenon, nicht so anziehend wie die La Vallière, im Uebrigen etwas unwissend, d. h. spanisch erzogen, war sie doch nicht unfähig, den Hof Ludwig's XIV. genügend zu vertreten. Sicher aber ist: wäre sie auch weniger ernst, weniger fromm und langweilig gewesen, einen Ludwig XIV. hätte sie doch nicht in den Grenzen guter Sitte gehalten, einen Ludwig XIV.,

in welchem Mazarin zwar den Stoff für vier Könige, aber nur für einen honneten Menschen zu haben glaubte und von dem der Marschall Noailles schon 1658 sagte, dass „man ihn sobald als möglich standesgemäss verheirathen müsse, damit er nicht die erste beste Wäscherin, die ihm gefällt, eheliche.“ (Duclos Mémoires VI. 151.)

Und neben jener Märtyrerin aus Noth sehen wir jene andere reizendere Gestalt ähnliche, wenn nicht schwerere Leiden geduldig ertragen — und zwar freiwillig. Man hat sich mit Recht gewundert, — die frivolen Männer und Frauen jener Zeit am meisten —, warum die La Vallière, als auch die letzte Hoffnung auf des Königs Liebe ihrem Herzen entchwand, noch eine Stunde länger am Hofe desselben Königs verweilte. Wir wissen es heute, warum, und unsere Verwunderung verwandelt sich in eine Art Bewunderung. Man hat oft von der Kühnheit des Entschlusses gesprochen wenn eine jener grossen Sünderinnen des XVII. Jahrhunderts aus der betäubenden Lust des Hofes in die unheimliche Todtenstille eines Klosters trat; allein was wollen die strengsten Fasten, die harten Busskleider, die endlosen Gebete, kurz alle die körperlichen Leiden inmitten heiliger, aber fast stummer Nonnen sagen gegen die furchtbaren Seelenleiden derjenigen, welche nach sieben Jahren leidenschaftlicher Liebe, höchster Ehren und höchsten Glückes, sieben andere Jahre lang, welche ihr zu Jahrhunderten werden mussten, dem Schauspiel zusah, welches derselbe König, der auch sie geliebt, in fast ähnlicher Weise mit einer anderen Geliebten aufführte! Seite für Seite las sie diesen neuen Roman königlicher Leidenschaft! Derselbe Hof, in dem sie noch gestern ihr Paradies gesehen, heute ist er ihre Hölle! Gott — das war noch der König, noch war ihre Seele Sclavin des eigenen Herzens, aber dieser Gott hatte sie verlassen, und der andere Gott, vor dem sie in krampfhaftem Gebete lag, hatte für sie noch keinen Trost, — und sie konnte fliehen, aber sie verehrte das Geräusch ihrer Ketten. Doch nur Geduld, heute noch eine halbirsinnige, lächelnde Ophelia, — morgen wird sie eine Magdalena sein! Sie selbst hat uns den Schlüssel zu ihrem Herzen gegeben. „Sie sagte mir“, schreibt Elisabeth Charlotte, „dass Gott ihr Herz berührt habe und dass sie ihm ihre Sünden gestanden, dass sie aber geglaubt habe Busse thun zu müssen und zu leiden da, wo sie es am schmerzlichsten empfinden musste (d. h. bei Hofe), und da ihre Sünden aller Welt bekannt waren, so müsste es auch ihre Busse werden; sie habe Gott alle ihre Schmerzen geklagt und er habe ihr eingegeben, nur ihm zu dienen, aber sie habe sich für unwürdig gehalten, unter den

reinen Seelen der Carmeliterinnen zu leben“. Man sah, fügt die Herzogin hinzu, dass das alles von Herzen kam. Wie viele werden eine solche Kraft des Willens besitzen! Und dass man bei Hofe dieses ausserordentliche Selbstopfer nicht begriff, kann uns am wenigsten wundern; der König selbst that nichts, die Verrathene zu schonen, die Montespan alles, die Nebenbuhlerin unter die Füße zu treten; „wenn ich bei den Carmeliterinnen Schmerzen empfinden werde,“ sagte diese zur Maintenon, „dann werde ich mich dessen erinnern, was ich durch jene Menschen gelitten habe.“ Es wird erzählt, dass die Montespan bei ihrer Toilette häufig den Geschmack der La Vallière zu Rath gezogen und sie dann gewissermaassen genöthigt habe, selbst mit Hand anzulegen und sie zu schmücken — damit sie dem Könige gefalle! Die Verständigsten des Hofes wurden an dieser Geduld irre; „Frau von La Vallière,“ schreibt die Sévigné den 15. December 1673 spottend ihrer Tochter, „denkt gar nicht mehr an ihren Rückzug, ihre Kammerfrau hat sich ihr zu Füßen geworfen, um sie davon abzubringen; kann man da widerstehen?“ Und doch, Frau von La Vallière hatte seit jenem Tage, da sie am Arme Colbert's der Oberin die Worte zurief: „das ist kein Abschied auf immer, ich komme bald wieder“, an nichts anderes gedacht, als an diesen Rückzug; aber freilich, es sind Jahre verflossen bis jener Gedanke zum festen Entschlusse wurde. Wer mit Interesse psychologischen Entwicklungen zu folgen im Stande ist, wird in der Geschichte dieser Seele volle Genüge finden. Die Briefe der La Vallière an den Marschall Bellefonds und Bossuet's an ebendenselben, ferner die „Reflexionen über die Barmherzigkeit Gottes“, gleichfalls von der La Vallière, geben uns ein ziemlich vollständiges Bild dieser Entwicklung.*)

Als die neue Geliebte des Königs mit lauter Stimme ihre Herrschaft verkündete, da endlich erstarb in dem langgequälten Herzen der älteren auch die letzte Hoffnung, und wie die Pflanze dahinwelkt wenn sie der Saft verlässt, so schien auch ihre sterbliche Hülle

*) Aus den Jahren 1661—1670 findet sich kein einziger Brief, — hat Ludwig sie verbrannt? — Die „Reflexions sur la Miséricorde de Dieu“, durchaus nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, wurden der Verfasserin durch eine Freundin entwandt, und zuerst 1680 anonym, dann mit ihrem Namen herausgegeben. Schon 1682 ist eine deutsche Uebersetzung zu Frankfurt erschienen, ein seltenes und interessantes Buch mit zwei bildlichen Darstellungen, deren eine die La Vallière als Welt dame wiedergibt mit der Unterschrift „Sünderin“, die andere sie als Nonne vorführt mit der Bezeichnung „Büsserin“.

der Auflösung entgegen zu gehen; eine lange und schwere Krankheit warf sie nieder. Aber sie genas: die sinkende Natur wieder zu beleben wehte sie ein neuer Geist an, und von dem Sterbelager der Sünderin erhob sich die christliche Büsserin; und wie sie vom Himmel, wohin sie ihre Blicke gerichtet, neue Liebe in sich strömen fühlt, ist Dankbarkeit ihr erstes Gefühl; mit Schauern sieht sie was sie war, aber sie weiss jetzt was sie sein soll: sie schreibt die Reflexionen, ein Zeichen der wiederkehrenden Besinnung.

Diese „Reflexionen über die Barmherzigkeit Gottes“, bekanntlich kein ganz neues Thema, sind, von der ästhetischen Seite betrachtet, sicher ein ziemlich mittelmässiges Machwerk, aber man trifft dort häufig jene Anmuth, so ähnlich ihrer Schönheit, welche Sainte-Beuve vortrefflich bezeichnet „als eine rührende, nicht triumphirende Schönheit, eine von jenen Schönheiten, welche nie zu Grunde gehen.“ Diese Reflexionen sind die Geschichte einer schwachen, aber edlen Seele, welche in höchster Angst für eine lang bestrittene Bekehrung kämpft, Ergüsse einer reinigen Seele, welche sich auf immer von den Menschen trennt und sich vor Gott entlastet von allen Leidenschaften, welche sie beherrschen, von allen Schwächen, welche sie erniedrigen, wie von allen Schmerzen, welche sie zerreißen (Kap. XIX). Kein Name, keine Thatsache wird erwähnt, und doch erkennen wir hinter diesen leidenschaftlichen, bald ruhig-heiteren Ergüssen Personen und Ereignisse, welche auf das Leben der Verfasserin von Einfluss waren. —

Wir haben unsere Heldin Schritt für Schritt von den Tagen unschuldiger Kindheit bis an den Abgrund tiefster Entsittlichung begleitet und ich hoffe den Leser nicht zu ermüden, wenn ich ihm nun auch zeige, wie ihre Seele, welche in den Augen der Zeitgenossen so schwach erschien, mit bewunderungswürdiger Kraft sich aus der Tiefe des Lasters wieder erhob. Als zu Anfang unseres Jahrhunderts Frau von Genlis ihren Roman über die La Vallière schrieb, da verehrte man in ihr nur die leidenschaftlich, ob auch unglücklich Liebende. Napoleon soll Thränen vergossen haben bei dem Lesen dieses Buches, die jungen Damen studirten in demselben ohne Unterlass und träumten sich in die Rolle einer La Vallière am Hofe des grossen Kaisers. Eine andere Zeit ist gekommen, man hat sie die der Romantiker genannt, und das Leben der La Vallière schien nur denkwürdig weil sie der Erde den Himmel abgerungen; wie einst, da sie noch hoch in königlicher Gunst stand, Poeten und Maler sich drängten sie durch ihre Kunst und ihre Kunst durch sie zu ver-

ewigen, so haben auch in unserer Zeit Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber sich dieser poesievollen Gestalt bemächtigt, und jeder hat in ihrem Leben etwas für sich gefunden. —

Zu Ende des Jahres 1673 verbreitete sich bei Hofe plötzlich das Gerücht, die La Vallière werde in das Kloster der Carmeliterinnen der Strasse St. Jacques eintreten, aber man wollte daran nicht recht glauben. Wird der König zustimmen? war die allgemeine Frage, und in der That, hier schon schienen die Schwierigkeiten unübersteiglich, denn die damals allmächtige Mätresse, Madame Montespan, erklärte sich entschieden dagegen — sei es, weil sie in diesem Schritt eine blosser Falle für den König argwöhnte, sei es, weil die neue Favoritin in dieser Einsargung der alten ein allzu strenges Exempel und einen zu gefährlichen Präcedenzfall sah; selbst die Maintenon, vor allem aber die Mutter der La Vallière waren gegen jenes beabsichtigte Opfer. Es scheint, dass zwischen der Mutter und Tochter so gut wie gar keine Beziehungen bestanden haben, denn jene hegte nur den einen Wunsch, den Reichthum und hohen Rang der Tochter auszunutzen, und es war begreiflich, dass sie vor allem wünschte, Louise anständig zu verheirathen; es fehlte auch nicht an Heirathslustigen, aber wir wissen schon, dass die La Vallière gar nicht fähig war an das eigene Interesse zu denken. Es ist wahr, ihre Leidenschaft hatte über ihre Schamhaftigkeit triumphirt, aber die Seele war im innersten Grunde rein und keusch geblieben und sie hätte es für eine Schmach gehalten, sich mit einem anderen Manne zu vereinigen als mit dem Einzigen, welchem sie ihre Ehre geopfert hatte; und sonderbarer Weise war dieser Einzige selbst gegen eine Heirath, denn, wenn wir St. Simon glauben dürfen, so hat er gesagt, das nach ihm sie nur Gott besitzen könne. — Nachdem die La Vallière einmal den Gedanken an das Kloster gefasst hatte, liess sie ihn nicht mehr fallen, und doch unterliegt es keinem Zweifel, dass sie die grössten Hindernisse mehr in der eigenen Seele als ausserhalb fand. „Ich war für die Ehe geschaffen,“ sagte sie einst, „warum hat sich auf meinem Wege ein Prinz gefunden? Es ist wahr, ich liebte ihn mit jener Liebe, welche das Herz schlagen macht bei jedem Schritt des Geliebten, welche beim geringsten Laut seiner Stimme die innerste Seele erregt, und welche das Herz in Freude schwimmen lässt wenn die Blicke sich begegnen; aber dennoch, mein Vater hatte mich dazu bestimmt, meine Kräfte für das Wohl einer Familie zu entfalten.“ Und sie hatte einen Sohn, sie hatte eine Tochter, welche das Ebenbild und die Freude der Mutter und aller Bekannten war, und nicht

blos diese sollte sie noch in der Blüthe ihrer Jahre verlassen, sie musste auch dem Vater, den sie noch immer liebte, trotzen. „Die Welt zu verlassen, kostet mir nichts,“ schreibt sie, „aber ihn, den Herrn muss ich beleidigen, und Sie wissen, was das für mich bedeutet“. Sie erinnerte sich der ersten Regungen des Herzens, sie sah ihre Jugend auf dem Schlosse zu Blois, sie träumte von ihrer eigenen bescheidenen Burg La Vallière mit dem kleinen aber anmuthigen Forst, und alles, alles sollte sie nun verlassen, verlassen — um in ein Kloster zu treten. Wer es weiss, was so ein Carmeliterinnenkloster bedeutet, wird die Grösse ihres Entschlusses begreifen. Kein Mann dringt in dieses Grab, ausser etwa der Arzt, nur eine kleine Kapelle ist der Frömmigkeit oder richtiger, der Neugier des Publicums geöffnet und in dieser ahnt man nichts von dem mysteriösen Leben hinter den düsteren Mauern; an dem Gitter sieht man bisweilen dunkle Schatten vorüberziehen, man sieht einen Sitz, auf welchem der Beichtiger mit den Abgeschlossenen verkehrt, man hört die Stimme, aber sieht niemand, das Abendmahl wird durch eine kleine Oeffnung verabreicht, welche kaum einen geöffneten Mund und eine vorgestreckte Zunge sehen lässt, welche die Hostie empfängt. Die strengen Klosterregeln der heiligen Theresa machen selbst die glühendste Frömmigkeit erblassen. Die Nächte sind kurz, die Tage lang, kein Wein, kein Fleisch, keine Schuhe, keine Strümpfe, in allen Jahreszeiten barfuss auf dem kalten Fussboden und für die kurze Ruhe kein Bett, denn so kann man die betreffenden Holzinstrumente nicht nennen. — Und hier nicht nur büssen, sondern selbst ein „neues wahres“ Leben beginnen zu wollen, das verstehen wir kleinen Weltkinder freilich schwer. Für sie aber, deren Leben in Luxus und Weichlichkeit verflossen war, mitten aus dem Pomp und einer angesehenen Stellung sich in ein solches Carmel zu stürzen, bedeutete es sich lebendig begraben zu lassen wie jene verbrecherischen Vestalinnen alter Zeiten, aber ohne die Hoffnung dieser, durch den Tod ein schnelles Ende der Leiden zu finden; und man wird merkwürdig alt in dieser irdischen Hölle! Die La Vallière hat 36 Jahre in diesem Leben hingebracht! „Ein König“, sagt Voltaire, „welcher solch ein Leben seinem schuldigen Weibe auferlegen würde, wäre ein Tyrann und doch werden alle Frauen so bestraft dafür dass sie geliebt haben.“

In ihrem Vorhaben wird die La Vallière durch zwei Männer unterstützt, welche in der Geschichte Frankreichs eine Rolle gespielt haben: der eine ist der berühmte Bischof von Condom, Bossuet, der

andere der Marschall Bellefonds; es ist schon oben erwähnt, welchen werthvollen Beitrag in dieser Bekehrungsgeschichte wir in dem Briefwechsel der drei Personen unter einander besitzen. Zu Ende des Jahres 1673 ist die Reuige noch sehr unsicher: „ich bin so schwach,“ schreibt sie an Bellefonds, „dass ich die Gnade Gottes gar nicht verdiene, aber ich habe ein festes Vertrauen in seine Güte“. Vier Wochen darauf: „endlich fange ich an das reine Vergnügen zu empfinden, welches mir der Dienst Gottes bereitet, und die kurzen Stunden, welche ich zu meiner völligen Heilung noch am Hofe zu verbringen verpflichtet bin, erscheinen mir wie eben so viele Jahrhunderte“; denn sie fürchtet beständig einen Rückfall. 29. November: „und wie ist die Gnade Gottes über mich gekommen? ich habe sie nicht gesucht, sie ist mir zuvorgekommen indem sie mir Ekel einflösste vor der Welt und den falschen Vergnügungen, von denen meine Seele trunken war; ich bebe beim Anblick des schrecklichen Zustandes, in welchem ich mich befand und ich zittere bei dem Gedanken, wieder in denselben zu fallen; ich bin die verbrecherischste aller Creaturen — werde ich auch noch die undankbarste sein?“ Dem Bischof scheint sie aber doch noch zu langsam vorzuschreiten, denn er glaubt, eine stärkere Natur werde schneller zum Ziel kommen. „Sie ist“, schreibt er an Bellefonds den 8. Februar 1674, „immer in demselben Zustand, und mir scheint, dass sie ihre „Affaire“ weiter schiebt nach „ihrer Manier“, d. h. langsam und unmerklich, aber wenn ich mich nicht täusche, so erhält die Kraft Gottes ihre innere Entwicklung in beständigem Fluss, und die entschlossene Haltung ihres Herzens wird sie auch noch weiter bringen.“

In der That, so geschah es. Es kam der Frühling mit seinen Blumen, der König und sein Hof stiegen zu Ross, auf den Schlössern der Reihe nach das neuerwachende Leben in der Natur zu begrüßen, aber die einstige Geliebte freute sich nicht mehr der Blumen, die den König ergötzen, denn sie reden ihr nur von Untreue — und sie nimmt Abschied von dieser Welt. „Endlich,“ schreibt sie am 19. März, „endlich verlasse ich die Welt, und zwar ohne Bedauern, wenn auch nicht ohne Mühe; meine Schwäche hat mich hier so lange zurückgehalten, wo ich keine Freuden mehr, wohl aber tausend Schmerzen empfand. Sie kennen meine Empfindlichkeit, sie ist nicht verringert und ich leide alle Tage darunter, daher ich wohl sehe, dass die Zukunft mir nicht mehr Genüge geben wird als die Vergangenheit und Gegenwart. Sie urtheilen richtig: nach der Meinung der Welt müsste ich glücklich sein, ich fühle mich lebhaft

getrieben, der Gnade, die Gott mir angethan, gerecht zu werden und mich ganz auf ihn zu verlassen. Alle Welt verreist gegen Ende April und auch ich werde eine Reise unternehmen, aber nur um den sichersten Weg zum Himmel zu gehen. Meine Seele schwimmt in Freude und Qual und strebt zugleich so bestimmt zum Ziel — vereinigen Sie diesen Widerspruch, wenn Sie können, aber es ist wie ich sage.“ Und Bossuet ist plötzlich überrascht durch diese Bestimmtheit in ihrem Wesen. „Ich spreche,“ ruft der grosse Redner aus, „und sie handelt, ich halte Reden und sie vollbringt Werke, und wenn ich die Dinge genau betrachte, so fühle ich mich fast versucht zu schweigen und mich zu verbergen . . . *pauvre canal où les eaux du ciel passent, et qui à peine en retient quelques gouttes!*“ — Es war am 19. April als die La Vallière zu den Füßen der Königin diese um Verzeihung bat. Marie Therese zog sie mit Thränen in den Augen an ihr Herz: sollten wir der Geliebten nicht verzeihen, der die Gattin selbst verzieh? Der Abschied vom Könige war kurz, denn als sie merkte, dass derselbe in Thränen auszubrechen drohte, erhob sie sich, um nichts zu hören, was sie in ihrem Entschluss hätte wankend machen können; den Kelch bis zur Hefe zu leeren, speiste sie noch am letzten Abend bei der Montespan. Nachdem sie am folgenden Morgen der Messe beigewohnt, welche der König vor seiner Abreise zum Heere in die Franche Comté hörte, trat sie in das Kloster, und zu den Füßen der Oberin sprach sie die vielberufenen Worte: „meine Mutter, ich lege meine Freiheit, von der ich mein ganzes Leben hindurch einen so schlechten Gebrauch gemacht habe, in Ihre Hände, um sie nie wieder zurückzuverlangen“, und am Fusse des Altars legte sie den prächtigen Schmuck ihres Hauptes nieder. Als man ihr dann die schönen blonden Haare, welche die Freude des Königs und die Bewunderung des ganzen Hofes gewesen waren, abschnitt, sah man auf allen Gesichtern der Anwesenden den Ausdruck einer schmerzlichen Empfindung. „Ich musste so bitterlich weinen,“ schreibt die keineswegs sentimentale Elisabeth Charlotte, „dass ich mich nicht mehr sehen lassen konnte“, und als sie dann aus der Hand des Erzbischofs von Paris das geweihte Gewand empfing, flossen die Thränen reichlich; an dem Gitter küsste sie ihre beiden Kinder zum letzten mal — die Herzogin von La Vallière war für diese Welt todt und man wusste nur noch von der Schwester Louise de La Miséricorde zu erzählen.

Und kaum umschliessen sie die Klostermauern, so ist auch die Ruhe wieder in ihre Seele eingekehrt. „Erst zwei Tage bin ich

hier,“ schreibt sie am 22. April, „und doch genieße ich eine so reine und vollständige Ruhe! so dass ich die Güte Gottes in einem Zustande bewundere, der fast an Enthusiasmus grenzt; durch seine Güte sind meine Fesseln gebrochen und ich will arbeiten, mein ganzes übriges Leben ihm angenehm zu machen und ihm meine Dankbarkeit zu beweisen.“ Wie ernst gemeint diese Absicht war, das beweisen am besten die nachfolgenden 36 Jahre, in welchen sie auch nicht einen Augenblick ihren Entschluss bereut hat. Ein Jahr nach jener „Gewandnahme“ erfolgte die „Profession“, d. h. die vollständige und unwiderrufliche Aufnahme der Novize. — Es war am dritten Pfingstfeiertage des Jahres 1675, als das Volk sich wieder neugierig um die kleine Klosterkirche der Strasse St. Jacques drängte, denn Niemand wollte fehlen bei dem letzten Act des herzerreissenden Drama's. Einen Hauptspieler freilich vermisste man: der König jagte an jenem Tage im Walde zu Fontainebleau, für ihn war die Zeit noch nicht gekommen, in welcher er sich wegen der Bekehrung der Seelen zu Gott beunruhigte, und von 1675 bis zur Aufhebung des Edictes von Nantes zählt die Geschichte noch zehn volle Jahre! Vielleicht war er auch damals schon durch den Gedanken vollauf beschäftigt, dass die Montespan eigentlich weniger schön sei als Fräulein von Soubise. Aber die Königin, die vornehmsten Damen des Hofes waren anwesend, kaum getrennt durch ein kleines Gitter von seiner Eminenz dem Erzbischof; nur nebenbei sei es erwähnt, dass Frau von Longueville, „die grösste Sünderin“ dieses XVII. Jahrhunderts, hochbetagt und schon seit Jahren Nonne in demselben Carmeliterinnenkloster, gleichfalls dieser Ceremonie beiwohnte. Bossuet, der mächtige Kanzelredner, liess der Feier seine besten Gaben.*) Madame Sévigné schreibt zwar ihrer Tochter, dass der Bischof den allgemeinen Erwartungen der Hofleute nicht entsprochen habe: um so schlimmer für diese. Bossuet war bedeutender Redner, aber vor allem war er religiöser Mensch, ein wahrer Bischof, und in den gegenwärtigen Umständen fühlte er nur zu wohl, wie sehr er es vermeiden musste, durch Anspielungen

*) Weil er den König in die Franche-Comté hatte begleiten müssen, war er verhindert gewesen, schon bei der „vêture“ zu reden, wie die La Vallière wohl gewünscht hatte. An seiner Stelle sprach der Bischof von Aire, Fromentières, und diese Rede, vor einigen Monaten zum ersten mal veröffentlicht, ist mit ihrem vorschriftmässigen Exordium, ihren Präparationen, Divisionen, Repetitionen u. s. w. allen Liebhabern ungeheuerlicher Kanzelberedsamkeit als Muster auf's Wärmste zu empfehlen.

irgend wie Stoff zu bieten jenen heimlich schadenfrohen Herzen, welche an gewissen Erinnerungen das grösste Vergnügen gefunden hätten; ihm, der die Leiden der Weltdame und die Aufopferung der Novize gesehen hatte, lag nur daran, dieser selbst „ein gutes Wort“ mit auf den Weg zu geben und nicht, in den Augen der Profanen zu glänzen durch eines jener Wunder der Beredsamkeit, die ihm so leicht fielen. An die Worte der Apokalypse 21, 5: „und es spricht der da sitzt auf dem Thron: siehe, ich mache alle Dinge neu“ anknüpfend, führt er in seiner Rede die Zuhörer sogleich in die reinsten und höchsten Regionen; er schildert die Geschichte einer Seele, welche durch die Eitelkeiten der Welt und allzu grosses Vertrauen geblendet und irre geleitet, lange Zeit im Pfuhl irdischer Leidenschaft zu ersticken droht, und doch inmitten der berauschendsten Freuden sich tief unglücklich fühlt, welche endlich, ob auch zu spät, in diesen Freuden selbst die Quelle ihrer Unzufriedenheit erkennt, sich allmählig befreit und endlich in dem Dienste Gottes das langersehnte Glück findet. „Wahrlich,“ heisst es gleich im Anfang, „Christen, giebt es Wunderbareres als diese Umwandlung — was haben wir gesehen, und was sehen wir? Welch ein Zustand, und wiederum, Welch ein Zustand! Ich brauche nicht zu sprechen, die Dinge sprechen für sich selbst.“ Eine Anspielung auf ihr schönes Haar mögen die Damen des Hofes besonders rührend gefunden haben. „Ja,“ rief der Bischof, „sie befindet sich in einem Zustande, die Worte zu verstehen, welche der heilige Geist durch den Mund des Propheten Jesaias an die Welt-damen richtet: ich habe die Töchter Zions gesehen, wie sie mit erhobnem Haupte, affectirten Schritten und berechneter Haltung einherstolzieren, mit den Augen nach links und rechts Zeichen gebend; deshalb, sagt der Herr, werde ich ihre Haare fallen machen! — Was für eine Strafe!“ Und als er endlich am Schlusse in die Worte ausbrach: „Und Sie, meine Schwester, die Sie angefangen haben, jene reinen Freuden zu geniessen, steigen Sie nieder und treten Sie zum Altar, reuige Sünderin, treten Sie heran, Ihr Opfer zu vollenden; das Feuer ist entzündet, der Weihrauch ist bereit, das Schwert ist gezückt, das Schwert, das ist das Wort, welches die Seele von sich selbst scheidet um sie Gott allein zuzuwenden; der ehrwürdige Erzbischof erwartet Sie mit jenem mysteriösen Schleier, den Sie verlangen, hüllen Sie Sich ein in diesen Schleier und leben Sie in tiefster Stille, sich selbst und aller Welt verborgen, nur von Gott gekannt; entfliehen Sie sich selbst und schwingen Sie sich auf, dass Sie endlich Ruhe finden in dem Vater, in dem Sohn und in dem heiligen Geist“, da empfanden

die Anwesenden eine tiefe Bewunderung. Und als dann Schwester Louise, bleich und blass, aber vielleicht stärker als irgend eine der gegenwärtigen Personen, sich vor dem Erzbischof niederwarf, die Erde küsste und aus den Händen der Königin selbst das geweihte Gewand empfing, welches sie wie ein Leichentuch des Vergessens empfangen sollte, da hörte man nur lautes Schluchzen. — Nur die Schwester Louise weinte nicht. Sie hatte nur den einen Gedanken: endlich in Sicherheit zu sein, sie hatte nur den einen Wunsch: nie wieder diese stillen Klostermauern verlassen zu dürfen. Man kann es beklagen, dass sie diesen Weg ins Kloster eingeschlagen hat, aber man muss selbst diese Flucht bewundern. „In dieser Stunde erst,“ schreibt sie am 24. Juni 1675, „kann ich sagen, dass ich in Wahrheit und ganz Gott gehöre — und für immer; ich fühle es, ich bin durch unauflösliche Bande an ihn geknüpft und ich habe nun nichts mehr zu wünschen, als den Verlust meines Gedächtnisses.“

Aber man machte es ihr schwer, dieses Gedächtniss zu verlieren, denn die Schwester Louise wurde bald das Ziel endloser Pilgerfahrten. Wenn schon die schroffe Wandlung vom üppigen Hof- zum strengsten Klosterleben pikant genug war, fremde Gesandte und Cardinäle zu interessiren, so kam doch noch manches hinzu, ihr Leben selbst im Volke bekannt zu machen. Man erzählte sich draussen, dass die strengsten Klosterregeln ihr nicht streng genug seien, dass sie nur bei Wasser und Brod leben wolle, dass das, was den Weltkindern sonst am nächsten liegt, die Gesundheit, sie völlig gleichgültig lasse; hundert Geschichten gingen von Mund zu Mund, ihre Briefe cursirten bei Hofe. An einem Charfreitage erinnert sie sich zufällig, dass sie einmal auf der Jagd ausgesuchte Erfrischungen und Liqueure vortrefflich gefunden habe — zur Strafe für jene alte Sünde trinkt sie drei Wochen lang keinen Tropfen Wasser; als die Herzogin von Orléans ihr zu einer Zeit, da das Mutterherz noch blutete, unbemerkt den Sohn zuführen wollte, weigerte sie sich bestimmt, denselben zu sehen — so streng war sie gegen sich selbst! Was musste sie empfinden, als einige Jahre später die Damen des Hofes in hellen Haufen kamen, zur Verheirathung der Tochter mit dem Grafen Conti ihr Glück zu wünschen! Als der Sohn, ein frühzeitiges Opfer ausschweifenden Lebens, in der Blüthe der Jahre starb, sagte sie, ob auch weinend, dem Bischof Bossuet, der ihr die Todesnachricht überbrachte: „Man muss alles opfern, aber es ist zu viel, den Tod eines Sohnes zu beweinen, dessen Geburt man noch nicht genug beweint hat.“

Unter den zahlreichen Besuchen am häufigsten erschien und verbrachte oft Stunden mit der Schwester Louise eine Frau, welche allen Grund hatte sie zu verabscheuen — Marie Therese. Die Königin hatte seit ihrer Ankunft in Paris mit den Carmeliterinnen der Strasse Bouloy, einem kleinen Kloster unmittelbar vor den Pforten des Louvre, die intimsten Beziehungen unterhalten und jenes grössere Kloster der Strasse St. Jacques war ihre Schöpfung. Sie hatte keine Rathschläge gegeben als in der La Vallière der Entschluss reifte, hier einzutreten, aber sie hat freudigen Herzens diesen Entschluss gebilligt, und als dann der Eintritt wirklich erfolgt war, nicht blosse „Comödie“ blieb, wie man bei Hofe anfangs glaubte, so entsprossen diesem Opfer die lebendigsten Freundschaftsbeziehungen zwischen der Gattin und Geliebten. Diese beiden Frauen schienen bestimmt, inmitten einer Familie ein Leben in Ehren zu verbringen — ein schöner, aber nichtswürdiger König hat beide aus ihrer Bestimmung gerissen und sie, die in den Tagen des Glückes Nebenbuhlerinnen, Nebenbuhlerinnen ohne es zu wollen waren, fanden im Unglück das, was sie tröstete und zu fester Freundschaft vereinigte: eine glühende Liebe zu Gott. Beide Frauen legen Zeugniß ab für eine tiefe moralische Kraft, die eine in der Reue, die andere im Leiden. Aber auch diese Leiden gingen endlich zu Ende. Es ist schon erwähnt, dass für die Königin keine Veränderung eintrat als die La Vallière aus dem Herzen Ludwig's schied; vergebens suchten Bossuet und Bourdaloue das Gewissen desselben rege zu machen, vergebens suchte die Königin den Gemahl wieder auf den rechten Weg zu bringen — man hielt sie mit Versprechungen hin, man täuschte sie mehr als einmal. Als dann endlich die Maintenon (vom Volkswitz darum uneigentlich Madame Maintenant genannt) den königlichen Liebschaften ein Ziel setzte, brach eine andere Zeit an: auf den Materialismus des Herzens folgte der sinnliche Mysticismus. Sicher ist, dass Frau von Maintenon daran gearbeitet hat, den König zu seiner Pflicht und zur Moral zu führen und es hatte wirklich den Anschein, als ob Ludwig XIV. endlich guter Ehemann werden wollte, wenn auch ein wenig nach seiner Manier — aber selbst dieser Umschwung kam zu spät, das Leben der Gattin vom Niedergange zurückzuhalten. In demselben Versailles, wo sie so viele Leidensjahre verlebte, schien der Frühling des Jahres 1683 ihr den Anfang einer neuen, glücklicheren Zeit zu bringen und die Hoffnung machte sie heiter — aber diese frohen Tage waren kurz. Am 26. Juli erkrankte sie plötzlich, und vier Tage später, am 30. Juli um drei Uhr Nach-

mittags gab sie den Geist auf in demselben Schlafzimmer, in welchem Marie Leczinska und Marie Antoinette schlimmere Tage sehen sollten. „Voilà le premier chagrin, qu'elle m'ait causé“, sagte Ludwig XIV. beim Empfang der Todesnachricht — ein frostiges, aber doch ein Lob; und der alternde Ludwig weinte beim Verlust der Gattin wie der junge geweint hatte beim Verlust der ersten Geliebten, immer aber bald vergessend, denn schon fünf Tage später bezog Frau von Maintenon die königlichen Gemächer. — Ob Louise de la Miséricorde beim Tode derjenigen, in deren Seele sie zuerst den Keim der Verzweiflung gepflanzt, heftiger ihre Gewissensbisse sich regen fühlte, weiss ich nicht, glaube es aber kaum, da schon seit Jahren die Ereignisse draussen in ihrer Seele keinen Nachhall mehr fanden; nichts kann sie mehr aus dem Gleichgewicht bringen. „Gestern“, schreibt die Sévigné ihrer Tochter, „war ich bei den Carmeliterinnen . . . ich war entzückt über den Geist der Mutter Agnes (Judith Bellefonds), ich sah M. Stuart, schön und zufrieden, ich sah Mademoiselle Epernon — aber Welch ein Engel erschien mir zuletzt! (die La Vallière). Sie besitzt noch alle Reize, welche wir sonst an ihr bewunderten, ich fand sie weder gedunsen noch gelb, ein wenig magerer, aber mehr zufrieden, sie hat dieselben Augen, denselben Blick, sie ist nicht bescheidener, als da sie der Welt eine Gräfin Conti gab — das ist aber genug für eine demüthige Carmeliterin; die strengen Klosterregeln, die schlechte Nahrung, der kurze Schlaf haben sie weder hohlwangig gemacht noch gebeugt, das ihr so fremde Gewand nimmt nichts von ihrer früheren Anmuth . . . in der That, dieses Kleid, dieser Rückzug gereichen ihr sehr zur Ehre.“ Als die Montespan, eine der zudringlichsten Freundinnen der Schwester Louise, diese einst fragte, ob sie sich denn wirklich so wohl und leicht fühle wie man erzähle, antwortete sie: „meine Pflichten werden mir nicht leicht, aber ich bin zufrieden“; und diese Zufriedenheit erlangte sie indem sie, wie sie sich selbst ausdrückte, „die Augen schloss und sich zum Gehorsam führen liess“. Nur einmal noch hören wir sie klagen, dass sie nicht vergessen könne: „Dieses unglückliche Gedächtniss, welches ich so fern als möglich haben möchte, zerstreut mich und überliefert mich beständigen Kämpfen . . . denn wahrlich, alle Leiden des Körpers sind nichts gegen die Erniedrigung und Pein, welche die Sünde uns bereitet; ich werde mein ganzes Leben hindurch leiden müssen, und ich bin damit einverstanden wenn ich nur nicht wieder meinen Gott beleidige; die Zeit flieht und die Ewigkeit naht — die Ewigkeit, das Wort macht mich zagen“. Aber

es vergingen noch lange Jahre und dies muthige Herz erreichte doch endlich was es so sehnüchtig wünschte, sie hatte der Welt nichts mehr zu sagen *), und als dann die Ewigkeit sich wirklich nahte, da zitterte sie auch nicht mehr. Und Schwester Louise hatte sich nicht geschont: unter den ersten erhob sie sich des Morgens, die niedrigsten und anstrengendsten Verrichtungen waren ihr die liebsten, oft haben die Schwestern sie vor Kälte halb erstarrt in der Kirche oder in den Wirthschaftsräumen gefunden. Endlich musste freilich auch für diese Willenskraft der Körper zu schwach werden; als sie sich eines Morgens, es war der 5. Juni 1710, wieder wie gewöhnlich um drei Uhr erhob, ihren Andachtsübungen obzuliegen, wurde sie so schwach, dass man sie in's Krankenzimmer bringen musste. Doch die Kunst der Aerzte vermochte nichts mehr; unter heftigen Schmerzen sah die Kranke ihr Ende kommen, aber sie klagte nicht. „Unter den stärksten Schmerzen die Seele aufgeben,“ sagte sie, „das schickt sich für eine Sünderin“. Die Nacht brachte Verschlimmerung und als sie am anderen Morgen das heilige Abendmahl empfing, konnte sie kaum noch sprechen. „Gott hat alles für mich gethan, er hat einst die Beichte meiner Sünden empfangen, ich hoffe, er wird auch mein Leben empfangen, dieses letzte Opfer, welches ich seiner Gerechtigkeit zu bringen bereit bin“; es waren ihre letzten Worte. Nachdem sie noch bei vollem Bewusstsein die letzte Oelung erhalten, gab sie um Mittag ihren Geist auf. Der König hatte für sie keine Thränen mehr — es wäre auch zu viel, beim Tode jeder Geliebten zu weinen. Er hat die La Vallière, seit die Klosterpforten sich hinter ihr geschlossen, nie wieder gesehen und von einem schriftlichen Verkehr wissen wir ebenso wenig; nur einmal, beim Tode des Sohnes, liess er ihr sagen, dass er selbst kommen werde, seine Trauer auszusprechen, wenn er „gut genug“ sei, eine so heilige Carmeliterin, wie sie sei, zu sehen. Und wozu sie der König in einem Anfall von sentimentaler Stimmung machte, das hat die Bevölkerung von Paris in viel höherem Grade in ihr gesehen; schon den Zeitgenossen schien sie mehr als ein bloss frommes Weib zu sein: eine christliche Heroine; der venezianische Gesandte wünschte sie nur noch so lange zu überleben, bis er bei dem Papst in Rom ihre Heiligsprechung erwirkt habe. Diese Heiligsprechung ist nun zwar meines Wissens nie erfolgt, aber die Menge sah trotzdem in

*) Nur ihre Tochter überlebte sie, die Mutter, die Freunde starben alle vor ihr; seit 1697 besitzen wir keine Briefe mehr von ihr.

ihr eine Heilige und man hatte grosse Mühe die Wundergläubigen fern zu halten. Sie ist bei den Carmeliterinnen beerdigt, und als man im Jahre 1793 die Asche der Könige zu St. Denis in die Luft streute, begab sich auch ein Haufe Sansculotten zu diesem Grabe; man hoffte Edelsteine zu finden — man fand ein paar Lappen und Knochen und liess sie ruhen; ihr letzter Edelstein war das Crucifix von Ebenholz gewesen, welches sie in der Hand hielt als sie ihre Seele Gott empfahl. —

Aus der Tiefe des Carmeliterinnenklosters und dem Schlafzimmer der Königin von Frankreich ziehen zwei verschiedene Ströme durch die Geschichte: der eine derselben hat den Namen der Gattin in das Meer der Vergessenheit geführt, auf dem anderen schwimmt leuchtend und lockend wie in den Tagen des Glanzes und der Leiden noch heute der Name der Geliebten. Aber es ist die Pflicht der Geschichtschreibung, den Namen jener in gewissem Sinne wieder herzustellen, sie muss es mit lauter Stimme erklären, dass man nicht ungestraft das geheiligte Gesetz der Ehe zerstören darf. Nicht weil er ein reizendes Mädchen liebte, sondern weil er die Gattentreue verletzte, hat die Geschichte über Ludwig XIV. den Stab gebrochen, Es giebt kein Recht der Leidenschaft. Die Rolle Marie Theresen's ist es gewesen, wenn nicht den Thron der Bourbonen zu retten, so doch das Banner der Ehe hoch zu halten. Für sie war es ein Unglück, dass eine Maintenon ihr folgte und durch ausserordentliche Eigenschaften des Geistes die Vorgängerin in den Schatten stellte; indem sie den König zur Moral zurückführte, erschien sie den Zeitgenossen um so grösser, je weniger die Königin das gekonnt hatte; indem man die Versöhnerin ins Auge fasste, vergass man die Versöhnte, und indem die nachfolgenden Historiker die glänzenden Fähigkeiten der Maintenon bewunderten, vergassen sie die guten Eigenschaften Marie Theresen's, indem sie die zügellosen Leidenschaften Ludwig's XIV. entschuldigten, brachten sie die rechtmässige Gattin in Vergessenheit. — Anders haben Mit- und Nachwelt die Geliebte behandelt; Liebe und Reue nahmen in den Erinnerungen des „grossen Jahrhunderts“ eine bedeutsame Stelle ein, und so setzte sich die schöne Gestalt der La Vallière trotz derselben den Zeitgenossen vor die Augen. Aber die Nachwelt ist an Sympathien noch reicher, oder vielmehr sie bleibt die Zeitgenossin aller empfindlichen und edlen Herzen; man vergass in ihrem Leben die Periode von 1661 — 1670 und erinnerte sich nur der letzten Hälfte derselben, und als der Abt Lequeul 1767 zum ersten Mal ihre Briefe

veröffentlichte, bewies die ausserordentliche und allgemeine Sensation, welche diese hervorriefen, dass man die Verfasserin noch in gutem Andenken hielt. Selbst ihre Flecken sind die eines Sternes, der uns leuchtet; es knüpft sich eine Art Frömmigkeit in die Erinnerungen an dieses reizende Wesen und sie wird immer mehr Ruhm haben als sie gesucht hat. Eine natürlich fromme und demüthige Seele, welche bei der Geburt alle Tugenden eines Weibes empfing, ihre Anmuth, aber auch ihre Schwäche, ist sie eine von denen, welchen Erde und Himmel verzeihen weil sie viel geliebt haben; und indem man an sie denkt, bewundert man die Gerechtigkeit jenes göttlichen Versprechens, welches den reuigen Sündern den schönsten Platz neben Gott bereitet hat. — Man hat sie mit Heloise verglichen, doch mit Unrecht, denn sie hat nichts von der Heftigkeit und dem Feuer jener, wenn auch der letzte Theil ihres Lebens und ihr christlicher Heroismus vielfach an jenes muthige Weib erinnern; ihre Zartheit stellt sie viel mehr neben Berenice. Und welchen Reiz endlich gewinnt diese uninteressirte, reine Liebe durch den Contrast mit den Sitten des heutigen Tages, vor allem in Frankreich! Die Freuden dort haben selten jene Entschuldigung der Reinheit und Uninteressirtheit für sich; selten nur keimt die Leidenschaft, seltener noch die Reue in den durch religiösen und moralischen Skepticismus ausgetrockneten Herzen. Das Leben der La Vallière ist vielfach legendenhaft geworden und noch heutigen Tages knüpft sich die Erinnerung an verschiedene Orte in Paris; noch heute zeigt man die Stelle, wo sie 36 Jahre lang lebte und litt und nach schwerem Todeskampfe ihre Seele Gott empfahl; hier ruht sie unter einer Todtenkapelle, dem letzten Rest des ehemaligen Carmeliterinnenklosters, im verborgenen Winkel eines Faubourg von Paris, hier ruht sie unter Rosen, wie wenn der Himmel selbst das Grab der reizenden Büsserin gesegnet hätte; Paris hat die bescheidene Stätte geachtet und auf den geweihten Ort seine buntesten und duftigsten Blumen gepflanzt; unzählige Rosensträucher umgeben die Todtenkapelle, und unter dem Duft all dieser Rosen athmet die schöne Seele der Schwester Louise de la Miséricorde.

H. Sewigh.

N o t i z e n .

Es ist vor Kurzem seitens der Censurbehörde der Verkauf eines Buches freigegeben worden, welches in unseren Provinzen ohne Zweifel die weiteste Verbreitung finden und mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen werden wird. Wir müssen dem Verfasser dankbar dafür sein, dass er den Kreis der Theilnehmer, für den seine Vorträge „aus baltischer Vorzeit“ *) ursprünglich bestimmt waren, durch den Druck erweitert hat. Denn es sind alle die Gründe vorhanden, welche ein derartiges Unternehmen zu rechtfertigen vermögen. Wir besitzen mancherlei Monographien über einzelne Gegenstände baltischer Geschichte und ein paar Werke von umfassender Anlage. Jene sind eben nur das was sie sein sollen, einzelne Steine eines Mosaiks, diese sind kaum mehr als Haufen von Mosaiksteinen, von denen die meisten noch der Politur bedürfen. Sie enthalten werthvolles Material, welches dem Historiker die Arbeit erleichtert; aber der Laie, das grosse Publicum vermag kein lebensvolles Bild des Ganzen daraus zu entwickeln. Es ist das Bedürfniss vorhanden, und in unserer Zeit mehr als je, das Orakel der Geschichte zu hören, und der Historiker, welcher es unternähme, in zusammenfassender, lebendiger Darstellung die Ergebnisse der seitherigen Forschungen dem baltischen Publicum vorzuführen, erwürbe sich den Anspruch auf allgemeine Erkenntlichkeit. So lange wir ein solches Buch nicht haben, wird der Versuch, in einzelnen Hauptzügen eine Skizze des Ganzen zu geben, wie er in diesen 6 Vorträgen enthalten ist, uns stets als aufmerksame Hörer finden. Und diese Skizze ist solchen Erfolges um so gewisser, als sie auch nach Form und Stil geeignet ist, das warme Interesse unseres heutigen Lesers zu wecken und zu erhalten.

Das Jahr 1869 ist für den baltischen Leser so reichhaltig an Schriften vaterländisch-geschichtlichen Charakters gewesen, als vielleicht keines seit etwa einem Jahdreissig. Der Patriot aus Bildung und der Patriot aus Mode sehen ihre Regale in der Rubrik der vaterländischen Werke um ein Erkleckliches weiter gefüllt. Sie sehen

*) Aus baltischer Vorzeit. Sechs Vorträge von Fr. Bienemann. Leipzig, 1870. Dunker und Humblot.

in dieser Rubrik zum ersten Male neben einander gereiht Titel in deutscher, englischer, russischer, französischer Sprache. Aber mit anderen Augen schaut der Politiker unter ihnen und mit anderen der Historiker auf sein Regal. Jener findet vielleicht, dass viel geschehen, dieser, dass wenig geleistet ist. Jener freut sich der historischen Armatur, die er neu geputzt und geschärft vor sich sieht, dieser liest rasch und missmuthig das nicht sehr umfangreiche Material heraus, welches als neues, gutes Metall ihm verwerthbar erscheint. Der Historiker hielt sich im Nachtheil gegenüber dem Politiker, und es müsste eine starke Meinungsdivergenz entstehen, wenn beide starr auf ihrem Standpunkte stehen zu bleiben gesonnen wären. Zum Glück sind sie zu gute Freunde um sich nicht die Hand zu reichen. Denn beide bedürfen einander und die Thätigkeit des einen ergänzt die des andern.

Was für eine Periode recht ist, das wird oft von einer andern verdammt, und wenn wir unserer Zeit und denen gerecht werden wollen, die in ihrem Geiste arbeiten, so bedarf es zuvor des vollen Verständnisses für diesen Geist, um zu beurtheilen, was auf diesem oder jenem Gebiete geleistet wird. Aber auch umgekehrt mag man aus der Weise, wie gearbeitet wird, auf das Ziel schliessen, nach welchem wir hindrängen, und das vorliegende Buch ist uns auch deshalb interessant, weil es neben anderen die Stellung bezeichnet, die Politik und Geschichtsforschung heute bei uns zu einander einnehmen. Denn nicht immer und überall ist diese Stellung eine ergänzende, freundliche, und es fehlt nicht an Beispielen, wo die Freundschaft sich löste, ja zu offener Feindschaft ward. Zu Zeiten wandte der Politiker dem Historiker den Rücken und begann ohne ihn zu handeln: es waren die Zeiten politischer Revolutionen. Zu Zeiten war der Politiker zu träge, zu unfähig zum Handeln, und es erkaltete seine Freundschaft zu dem Historiker: es waren die Perioden der Stagnation, des Rückschrittes. Als die Männer des Terrorismus in Frankreich es unternahmen, den Adel, die Geistlichkeit, Recht, Sitte, Religion zu hassen und zu stürzen, alles Dasjenige anzugreifen, was die Geschichte Frankreichs ausmachte, als Napoleon es wagte, die gewordenen Zustände Europas hinter sich zu werfen, da führte die Feindschaft zwischen Politik und Geschichte die grössten und blutigsten Greuelthaten herbei. Alles was Deutschland seit Jahrhunderten von seinen Fürstenheerden erduldet, und was in jedem Schulbuche zu lesen war, konnte die Verbindung zwischen seinen Politikern und seinen Historikern nicht söweit erwärmen, dass die

nothwendige That zur Ausführung kam. Dort wie hier hatte die Trennung beider die Folge, dass der Politiker grosse Opfer bringen musste, um da wieder anzuknüpfen, wo seine Wege ihn von dem Historiker geschieden hatten. Frankreich musste zurückgreifen in die Zeit der Despotie, um allmählig in das Geleise des Constitutionalismus einzukehren, und Deutschland musste die Blüthe des Absolutismus nachholen, um seine Früchte zu ernten.

Das war die Rache, die die Geschichte an der Politik für deren Treulosigkeit nahm. Darum haben Communisten und Socialisten eine Aussicht auf dauernde Herrschaft, weil sie im Grunde jene Trennung heiligen. Darum hat der Nihilismus eine eigene Lebensfähigkeit, weil jene Trennung ein Lebensprincip ist.

Um also gleich weit von einem Rückschreiten wie von einem Revolutioniren zu bleiben, ist es nöthig, dass sowohl Gleichgültigkeit als offene Feindschaft zwischen jenen Beiden vermieden werden, und wo wir sie in enger Verbindung mit einander sehen, da dürfen wir hoffen, dass der Weg, den sie wandeln, der richtige sei.

Soweit der Weg eben ist, so lange die staatlichen Dinge einen gleichmässigen ruhigen Verlauf nehmen, mögen auch die Beiden ruhig fortschreiten. Der Historiker sammelt, ordnet, sichtet; der Politiker sucht zu entwickeln, was die Hand ohne Mühe zu erreichen vermag. Jener kümmert sich wenig um diesen, denn er liebt es, weit zurückzugreifen in der Zeit, an Orte sich zu versetzen, wo vielleicht fremde Gestalten seinem forschenden Auge sich entdecken, mit denen er ein weises Zwiegespräch zu halten vermöchte, unbeauscht und ungestört von der lärmenden Menge der Gegenwart. Dort vermag er auch eher von der Beurtheilung des Werdenden die eigenen Wünsche zu sondern, die ihm durch die Möglichkeit noch verwirklicht zu werden den Blick auf die nahe Gegenwart färben. Das Jetzt ist dem Historiker nicht bequem, denn wo fände er ein Zeugniß, das nicht angestritten würde, wo unter der Menge der redenden Stimmen die allein wahre? Das Einst ist ihm bequem, denn nur wenige Zeugen, von einem gütigen Zufall oder von klug wählender Hand den späteren Zeiten erhalten, sprechen davon, und die wenigen begehren nicht, wie häufig die Zeugen der Gegenwart, den Fehler, ihre Meinung zu ändern und so den Forscher zu nöthigen, eine lange Reihe von Schlüssen, die er mühsam auf die erste Meinung gethürmt hatte, wieder umzuwerfen, weil der Grundstein nicht taugte. Denn von dem, was das geflügelte Wort des Zeitgenossen uns zuführt, gehört das Meiste nicht uns: der es uns brachte

ist der Eigenthümer und er darf es uns wieder nehmen. Aber wenn wir uns um hundert Jahre zurückversetzen, so sind wir in der glücklichen Lage, dass Diejenigen, welche uns etwas mittheilen, nicht mehr leben und daher ausser Stande sind, das zurückzufordern, was sie einmal gaben. So sind wir in gesichertem Besitz des Empfangenen, und nur ein besserer Gewährsmann als der erste darf uns darin stören. Und es kommt das hinzu, dass unser Urtheil über die Glaubwürdigkeit des mitlebenden Gewährsmannes hin und her gezerrt wird durch den Leumund, dessen bald in diesen bald in jenen Dingen weithin verborgene Wurzeln zu erforschen uns weder Zeit noch Gelegenheit erlauben, während die Treue des Gewährsmannes vor hundert Jahren heute nur nach wenigen Merkmalen bemessen werden kann. Denn wenn wir von sachlichen oder von Parteidifferenzen absehen, so ist das zeitgenössische Urtheil so sehr von den geringsten persönlichen Motiven abhängig, dass wir häufig die Amtsthätigkeit eines Beamten schelten hören, wozu der innerste Grund ein Missfallen an seiner Nase war, oder die eines anderen loben, weil ein gewinnendes Lächeln seinen Mund unschwebt. Solcherlei Hindernisse umringen nicht unser Urtheil über einen Mann, dessen Thätigkeit vor hundert Jahren wir kennen, dessen persönliche Eigenthümlichkeiten aber uns weder zu bestechen noch abzustossen vermögen. Wir feierten jüngst mit aufrichtiger Anerkennung seiner Verdienste den Gedächtnisstag Merkel's und wurden nicht durch das unangenehme Gefühl gestört, welches seine besten Bekannten aufathmen liess, wenn der unheimliche, unvertrauliche Mann abends von ihrem Theetische sich erhob. Für uns ist Merkel nicht anmaassend, wie Lenz nicht wahnsinnig; wir kennen diese Eigenschaften an ihnen, aber sie stören uns nicht.

Während aber der Historiker geneigt ist, sich zu entfernen, reizt der friedliche Gang der Ereignisse den Politiker zum entgegengesetzten Verfahren. Da keine tiefgreifenden Neuerungen ihn nöthigen, den Dingen auf den Grund zu gehen, und da seine hauptsächliche Beschäftigung darin besteht, das Alte zu erhalten, so lernt er nur Dasjenige kennen, was an der Oberfläche sich ihm täglich zeigt. Er lernt die Institutionen behandeln wie sie einmal erwachsen sind, die einzelnen Zweige, die Blüthe, die Frucht. Diese zu pflegen, ist seine tägliche Arbeit, so fand er den Baum vor und so hinterlässt er ihn; von oben kam der befruchtende Regen, die treibende Sonne, er wuchs langsam fort, die Gewohnheit der Pflege erhielt nur, was die Natur schuf. So scheint in gewöhnlichen Zeiten das staatliche Dasein

sich selbst zu erhalten, Alles entwickelt sich wie von selbst, nur das täglich werdende Ereigniss scheint zu leben. Es fällt dem Politiker nicht schwer, aus der Blüthe die Frucht vorherzusagen, und wie er mit einiger Sicherheit in die nächste Zukunft zu schauen vermag, so übersieht er leicht die jüngste Vergangenheit. Praktische Rücksichten verlocken ihn weder sehr weit voraus noch zurück zu blicken, denn die ganze Ursache des Heute scheint in dem Gestern beschlossen und er wird mehr von den augenblicklichen Verhältnissen getragen, als dass er sie bestimmte. Daher sieht er sich leicht an den äussersten Rand der Ereignisse gedrängt, in umgekehrter Rücksicht zu der des Historikers, welcher sich von den werdenden Gebilden ab- und den gewordenen zuwendet.

Aber anders gestaltet sich ihr Verhältniss, wenn das bürgerliche und staatliche Leben von den Bahnen des Alltäglichen abgeleitet und durch grosse Strebungen äusserer oder innerer Kräfte bewegt wird. Denn die Wünsche, welche der Historiker bei seinen Forschungen als störend für seine Arbeit zu beseitigen bemüht war, werden gesteigert, wachsen zu Leidenschaften und zwingen ihn so, den Dingen, auf welche jene Wünsche gerichtet sind, sich zu nähern. Wie unser ganzes Leben von Wünschen erfüllt ist, so vermag der Historiker zwar nie sich derselben ganz zu entschlagen. Aber bei der Darstellung einer weiten Vergangenheit, die unzugestalten der stärkste Wille nicht mehr im Stande ist, sieht der Forscher leicht ein, dass wenn er in derselben seinen Wünschen in Bezug auf jene Zeit Raum gäbe, dieses nur auf Kosten seiner Einsicht oder gar seiner Ehrlichkeit geschehen könnte. In Absicht auf das noch Werdende dagegen mag er seine Wünsche sehr wohl zur Geltung bringen und indem er mittheilt, was frühere Geschlechter unternommen, die Handlungen der Lebenden beeinflussen. Da jene Wünsche auf die Gegenwart gerichtet sind, das Feld seiner eigentlichen Arbeit aber in der Vergangenheit liegt, so hat er zwei Mittel, um seine Zwecke zu erreichen: er nähert sich dem Heute der Zeit nach und deckt die nächsten Beziehungen auf, welche noch unmittelbar wirksam sind, oder er vermittelt zwischen dem Heute und dem Einst durch indirecte Beziehungen. Er stellt den realen oder aber einen idealen Zusammenhang zwischen beiden dar. — Solche historische Darstellungen machen häufig mehr Geschichte als dass sie sie erzählten

Und wie die Historik politisch wird, wird die Politik historisch. Es genügt nicht mehr die Kenntniss der Institutionen in ihren augenblicklichen Formen und Wirkungen, denn ihre Existenz ist in Frage

gestellt. Es genügt nicht, die Blätter, Blüten und Früchte des Baumes zu kennen, denn es handelt sich um wesentlich Neues. Der Politiker muss die Natur des Baumes und des Bodens, in welchem er wurzelt, genau erforschen, er muss aus der Geschichte die Bedingungen und Wirkungen der Reformen bemessen, die bevorstehen.

So ist es natürlich, dass wir heute unsere Historiker politisiren und unsere Politiker nach alten Pergamenten suchen sehen. Während noch vor wenigen Jahren beide Gebiete im Allgemeinen so weit aus einander lagen, als dem Bonvivant die Gedanken an die Unsterblichkeit zu liegen pflegen, können wir heute kaum einen Schritt thun, ohne beide zugleich zu berühren, und ihre Grenzen sind so ineinander gerückt, dass es schwer fällt, sie zu unterscheiden. Selbst officiell wird heute für politisch fragwürdig gehalten, was noch vor 20 und einigen Jahren für harmlos historisch galt. Dieses aber ist der Umstand, der unsere politisch-historischen Schriftsteller zwingt, mit jenem idealen Zusammenhange zu operiren, von dem wir oben sprachen. Wie weit die Wissenschaft, das kosmopolitische Doctenthum dabei gewinnt, mag dahingestellt bleiben: der praktischen Historik des Lebens sind weite Bahnen geöffnet. Wir haben in weniger bewegten Zeiten den Verfasser des vorliegenden Buches in jenen einsameren Gegenden unserer Vorzeit thätig gesehen, die dem grösseren Theil des Publicums eines Behagens ermangeln, welches dem Forscher erst die eigene Arbeit schafft. Wir verdanken ihm die Veröffentlichung einer Reihe von Urkunden aus der baltischen Geschichte und bedauern nur, dass diese schätzenswerthe Arbeit in dem letzten Jahre keine Fortsetzung erlebt hat. Der Verfasser ist eben von den Ereignissen ergriffen worden, die unsere Gegenwart bewegen, der Historiker hat sich dem Politiker genähert. Das Buch enthält in den ersten Vorträgen mit Ausnahme einiger auf Estland und namentlich die Stadt Reval bezüglichen Dinge nicht wesentlich Neues. Die letzten, auf selbständigem Quellenstudium ruhenden Vorträge bringen uns manche werthvolle Mittheilungen über eine näher liegende Zeit. Sie erregen unser lebhaftes Interesse, indem sie den Kampf zwischen Gewissen und Vergewaltigung, die Leiden eines fast erschöpften Landes inmitten streitender fremder Mächte ausmalen. Es sind gedruckte Vorträge, welche vor einem grösseren Zuhörerkreise gesprochen wurden, und müssen als solche beurtheilt werden, wenn sie einigem Tadel entgehen wollen. Denn es ist dem Redner manches erlaubt, was dem Schriftsteller sich verschliesst.

Der Zuhörer lässt sich gern von dem Effect des Worts hinreissen und beachtet nicht zu genau die Grenze der Rhetorik, die auf ihn wirkt. Der Leser prüft diese Grenze sorgfältiger, ohne jedoch auf die Rhetorik in dem geschriebenen Worte und in der Geschichtsschreibung gänzlich verzichten zu wollen. Wenn die Behauptung des geehrten Verfassers begründet wäre, dass Rhetoriker noch immer schlechte Historiker gewesen seien (p. 102), so befänden wir uns allerdings diesem Buche gegenüber in einiger Verlegenheit. Zum Glück sind wir gänzlich anderer Meinung in dieser Sache. Wir glauben, der Sprache keiner Wissenschaft, und so auch nicht der der Geschichtsforschung das Recht auf den Schmuck absprechen zu dürfen, welcher die Wirkung des Worts erhöht, ohne seiner ursprünglichen Bedeutung zu nahe zu treten. Soweit der Sinn nicht Gefahr läuft, durch die Menge des Schmucks verdeckt oder in eine falsche Richtung gebracht zu werden, hat auch die Sprache der Wissenschaft den Anspruch auf den Genuss des Reichthums, dessen sich die Sprache überhaupt erfreut. Die Ueberhäufung ist so verwerflich als der falsche Schmuck, die Phrase; aber die Armuth bleibt gleichwohl ein Mangel. Und wir können uns zu jener Anschauung des geehrten Verfassers um so weniger verstehen, als sie einen Historiker scharf trifft, den wir als solchen einen Meister nennen und zugleich als Rhetoriker höchlich schätzen, und der, wo wir nicht irren, dem geehrten Verfasser selbst beim Schreiben dieses Buches in Absicht auf Charakter und Form stets sehr lebendig, wo nicht allzu sehr vorgeschwebt hat.

Indessen dieses Buch enthält nicht bloss einfache Geschichtsschreibung, sondern diese ist vielmehr nur sein Hintergrund. Es spricht der Politiker zu uns in politisch bewegter Zeit und sucht jenen idealen Zusammenhang zwischen dem Jetzt und dem Einst herzustellen, durch welchen die lehrhafte Seite der Geschichte wirksam wird. Die warme Liebe zur Heimat und das innige Verständniss für ihre Schicksale sind es, was dieses Buch uns werth macht und was ihm den Dank weiterer Kreise sichert. Wir haben in dieser Richtung einen Vorgänger erlebt, dessen Fusse zu folgen fast gefährlich scheint. Wer es aber mit Geschick unternimmt, der erwirbt sich ein Verdienst. Denn nicht um abzuschliessen, sondern um aufzuschliessen, um Verständniss und Kraft zu entfalten wurden grosse Mittel verwandt, und eine Bahn gebrochen wurde nicht damit sie veröde.

Es sei uns gestattet, an diesem Orte eine Frage zur Sprache zu bringen, die häufig berührt wurde, und von der wir wünschen,

dass ihre practische Erledigung gerade heute von weiteren Kreisen im Auge behalten werde.

Das Verständniss für die Bedingungen unserer Existenz ist noch eben so weit entfernt, ein allgemeines oder tiefes zu sein, als die Kenntniss unserer Vorzeit. Die Mittel aber, und gerade die materiellen Mittel, welche nöthig sind um diese zu mehren und damit jene zu fördern fliessen äusserst spärlich. Wohl haben wir historische Gesellschaften, aber mit leeren Kassen, wir haben einige Historiker und viel geschichtliches Material. Aber das Bindemittel zwischen beiden, die materielle Unterstützung der Arbeit, fehlt. Es fehlt noch an dem Interesse für diese Arbeit, und dieser Mangel ist selbst da fühlbar, wo nicht die materielle Seite in Frage kommt. Denn noch liegen ungezählte, nur durch ihre Verarbeitung werthvolle Schätze an Urkunden, Briefschaften, Zeugnisse verschiedenster Art in privatem Besitz, die aus mancherlei, und nicht den triftigsten Gründen sich der Verwerthung verschliessen. Wir hoffen gerade in dieser Beziehung viel von der engeren Verbindung der Politik und der Geschichtsforschung. Die Politik ist bei uns noch mehr als anderswo auf verhältnissmässig wenige Träger vertheilt und der Einzelne ist daher mehr als anderswo verpflichtet, selbstthätig zu wirken. Wir erfreuen uns nicht staatlicher Unterstützung zur Erforschung unserer Quellen. Wir müssen selbst öffentliche Summen herbeischaffen, um vor Allem unsere reichhaltigen Archive zugänglich zu machen. Und die Opfer, die erforderlich wären, dürften nicht gar gross sein, zumal wenn eine Vereinigung aller Kräfte zugleich die Ordnung in der Arbeit sicherte.

„Ihre Anzeige des Oettingenschen Werkes *) im ersten Hefte der neuen Folge Baltischer Monatsschrift“ — schreibt uns ein Freund — „macht nach beiden Seiten hin einen lebhaften Eindruck. Auf der einen erregt sie Aerger, auf der anderen beifällige Zustimmung.“

Wir haben weder das Eine noch das Andere zu erregen gestrebt, und auch nicht erwartet, dass unser beiläufiger Protest gegen die wie ein *Ceterum censeo* wiederkehrende Verurtheilung der Naturwissenschaft die „Männer der Geisteswissenschaft“ in Harnisch bringen könnte. Wenn der Arzt einen Kranken berührt, und die leiseste Berührung schon Schmerzen und Zuckungen erregt, so schliesst

*) Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Von Alex. v. Oettingen, Professor der Theologie in Dorpat. I. Theil. Erlangen 1868—1869.

er, dass das ganze Nervensystem seines Patienten an übermässiger Empfindlichkeit leide, oder dass die berührte Stelle wund gerieben sei. Der Glaube wuchert gern auf historisch gesteigerter Gefühls-Innervation, und der übergläubige Körper wird leicht zu einem *Noli me tangere!* Auch dem wunden Flecke fehlt oft nichts, als der Schutz einer natürlichen Oberhaut, in unserm Bilde als Vernunft zu bezeichnen. Sollte Aehnliches an dem theologischen Organismus stattfinden, welcher wieder, an die Stelle von Toleranz und ratio, in römische Unfehlbarkeit sich einhüllen möchte? Dagegen zu wirken, wird vielleicht Schicksal vorliegendes Werkes sein, wenn die theologischen Fachgenossen des Verfassers es nur fleissig lesen wollten. Die *particula veri* ist wie ein Hefepilz, welcher auch wider Willen in trägen Teigmassen Bewegung anregt.

Die zweite Hälfte des ersten Theiles unserer Socialethik ist der Analyse der moralstatistischen Daten gewidmet. Die mitgetheilten Thatsachen gruppiren sich in physiologische und psychologische. Jene sind Ereignisse, welche im Organismus der Menschheit eben so unbewusst geschehen, wie im Organismus der Thierwelt. Dahin gehören die Constanz der Empfängnisse und Sterbefälle in den Jahresumläufen, die Constanz der Knabenmehrgeburten, die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen weiblicher und männlicher Bevölkerung vom 20. Lebensalter bis zum 50. u. s. w. Diese, die psychologischen, sind Handlungen, welche mit verschiedenen Graden des Bewusstseins fast ausnahmslos nur von Menschen vollzogen werden. Verfasser hat sie in den Capiteln über Eheschliessung, verbrecherische Geschlechtsgemeinschaft, Prostitution, in den Abschnitten von Stand, Schule, Kirche, Eigenthum, Criminalität u. s. w. betrachtet.

Den physiologischen Erscheinungen im Organismus der Menschheit liegen organische, in dem einzelnen Menschen nach morphologischen Gesetzen sich abwickelnde Functionen zum Grunde. Ihre Causation muss rückwärts auf vorangegangene organisirende Bildungs- und Wachsthumsthätigkeiten der zur *Species homo sapiens* gewordenen Lebewesen zurückgeführt werden, bis wir als ersten Grund auf organische Molecularbewegungen stossen, welche Compositen sind von mechanisch-chemischen Elementarbewegungen. Hier ist der Punkt, auf welchem Theologen und Naturphilosophen Stirn gegen Stirn auf einander stossen und in entgegengesetzter Richtung zurückprallend, die Reise durch die vorliegende Begriffswelt antreten. Jene, so zu sagen, auf Eisenbahnen, die ihre Ingenieure schon vor Alters abgesteckt und erbaut haben, zu einem

vorausbestimmten Ziele; Diese auf natürlichen und oft beschwerlichen Wegen, von eigenen Bewegungs-Apparaten getragen, vom eigenen Genius geleitet, zu unbetretenen, neuzuentdeckenden Gebieten.

Die physiologischen Vorgänge in den einzelnen Menschen conglomeriren sich zu den eben so genaturten Gruppen im, bildlich, Organismus genannten Körper der Menschheit. Wie im kleinen realen, so sind im grossen idealen Organismus die Naturgesetze im Momente der zusammentretenden Elemente geworden, nicht aber vorausbestimmt oder vorausbedacht. An den sogenannten mathematischen Gesetzen könnten wir diese Entstehung im Augenblicke der Vorstellung einer mathematischen Figur erläutern. Nach formulirter Vorstellung: was eine Kreislinie, was Parallelismus zweier geraden Linien sein solle, entspringen aus diesen also gedachten Figuren die Gesetze des Kreises, des Parallelismus. Aus der Vorstellung des Kreises erst fliesst die Vorstellung eines Diameters, die Vorstellung, dass alle möglichen vom Diameter senkrecht bis zur Peripherie sich erhebenden geraden Linien die mittleren Proportionalen zwischen den Abschnitten des Diameters seien u. s. w. An dem Mathematiker ist es, in den idealen, vor seiner Phantasie zu Realitäten gewordenen Figuren die Folgen, als Eigenschaften der Figuren, herauszufinden und zu notiren. Auch Er ist Naturforscher, aber gleichsam in einer, von ihm selber erst phantastisch geschaffenen Welt, während in der materiellen, unorganischen wie organischen Welt alle möglichen Combinationen der realen Elemente sich von selbst in richtiger Aufeinanderfolge gebildet haben und nun an Uns, die wir nicht zu den „Männern der Geisteswissenschaft“ gehören sollen, die Aufgabe gestellt ist, die entstandenen Dinge in ihre Grundformen zu zerlegen und die Logik ihrer Entstehung aufzufinden. Scalpell und Mikroskop, Wagschale und Reagentienapparat, Erdbohrer und Sternenteleskop, — sie alle sind aus unseren Sinnorganen, nach Grundsätzen des sinnlichen Erforschungstriebes der Aussenwelt, herausgewachsene Vervollkommnungs-Werkzeuge von Finger und Auge, von Nase und Zunge, sie sind Theile unseres Leibes; ihre Keimanlage, ihr Wachsthum, ihr Gebrauch, selbst der schulgewohnte, sind nicht ohne ein wenig „Geistesarbeit“ denkbar, die unsere Mitgift gewesen ist, gleichviel von wem wir gezeugt worden sind. Die Logik der Entstehung aller Dinge sehen wir an als den Inbegriff der Naturgesetze; das Reich, in welchem sie Geltung haben, als das herrliche Reich der Physiokratie, wo nicht gemaassregelt wird, sondern Alles durch sich selbst sich regelt. Unter dem Schutze der Physiokratie

entsteht und vergeht das Leben maassen der Naturgesetze, werden Naturrechte und Naturpflichten mit Würde geübt. So verstehen wir die „providentielle Naturordnung“, welche trotz tausendfältiger Störungen und sogenannter Zufälligkeiten sich durchsetzt, ohne nachhelfend oder abwehrend hineingreifen zu wollen, wenn sie von einem unvorhergesehenen Ereignisse überrascht wird.

Die Gruppe der psychologischen Thatsachen im Organismus der Menschheit ist aber die Summe von Willenshandlungen wiederum der einzelnen Menschen, insofern ihr Wollen als Motiv oder neues Causationsmoment an die physiokratische Ordnung der Dinge herantritt, sie maassregelt und somit künstliche, menschengewollte Verhältnisse schafft. Gewisslich geschehen auch hier die sittlichen und unsittlichen Lebensbewegungen der Menschheit nach Formeln, welche, gleichwie im mathematisch gedachten Kreise, durch die menschengewollten Verhältnisse selber entstehen; die Formeln sind aber so schwankend, mit so vielen unbekanntem x , y , z durchwirkt, dass sie die Correctheit der Naturgesetze nicht an sich haben, und nur bedingungsweise Gesetze genannt werden sollten. In dem letzten Capitel „Schlussfolgerung“ finden wir gegen dreissig solcher Gesetze namentlich angeführt, welche Verfasser selber (pg. 967) hypothetische Gesetze nennt, denen keine ewige Nothwendigkeit zu Grunde liege, die nur Ausdruck zeitlicher Empirie seien, aufgefunden mittelst einer die Thatsachen combinirenden und ihren Zusammenhang deutenden Denkoporation. Und diese Resultate, die Darstellung der empirisch existirenden Abhängigkeit psychologischer Vorgänge im Organismus der Menschheit von Ur-Sachen — das möchten wir betonen — ist der Kern in vorliegendem Werke, welcher zu einem fruchtragenden Baume heranwachsen wird; was von einem Ur-Willen gesagt ist, gehört nur zur verlockenden Schale der Frucht, über welche Schale wir uns weiter nicht auslassen wollen.

Betrachten wir nun von diesem Standpunkte aus einige in den Bereich der Physiokratie schlagende Capitel der „Socialethik.“

Verfasser entschuldigt sich, dass er die Frage nach dem statistischen Verhältnisse der beiden Geschlechter, nach der constanten Mehrgeburt der Knaben, nach dem eintretenden Gleichgewicht zwischen der Zahl der Männer und Frauen zur Zeit der Geschlechtsreife, in den Bereich seiner Moralstatistik gezogen, da sie doch mit dem Willen des Menschen, also auch mit der Moralität desselben, gar nichts zu thun habe. Er glaubt aber, „in der vortrefflichen Ordnung in der Fortpflanzung beider Geschlechter die Bestimmung des

Menschen zur Monogamie, die gottgewollte Einheit des Menschengeschlechtes und die gliedliche Zusammengehörigkeit desselben, wenn auch nicht geradezu bewiesen, so doch eigenthümlich und interessant beleuchtet zu sehen“ (p. 316) — und deshalb thue er es.

Wir möchten an den von Kant citirten Ausspruch (s. Heft 1, pg. 105) erinnern, und ihn hier, in Bezug auf Statistik, so abändern: es ist nicht richtig, von der Statistik Aufklärung zu erwarten und ihr doch vorher vorzuschreiben, auf welcher Seite sie nothwendig ausfallen müsse.

Die Statistik hat berechnet, dass in 17 europäischen Staaten mit nur wenigen Schwankungen 4 bis 7 Procent mehr Knaben als Mädchen geboren werden (s. Tabelle 1), dass in elf Staaten durch grössere Mortalität der Knaben und Jünglinge die Zahl beider Geschlechter im Alter von 20 Jahren gleich gross wird (s. Tab. 3, 4). Woraus sind diese Daten erhoben? Doch wohl aus Staaten, aus einer Menschengesellschaft, in welcher seit Jahrhunderten die Monogamie gesetzlich eingeführt ist, wo also, um das perhorrescirte Wort erläuternd zu gebrauchen, eine künstlich geregelte Züchtung des Menschengeschlechtes stattgefunden hat. Aus den verkümmerten Füssen der chinesischen Frauen auf die Bestimmung des Weibes, verkrüppelte Füsse zu haben, schliessen zu wollen, wäre nicht zulässig. Die Schwankung zwischen 4 bis 7 Procent, trotz streng beobachteter Monogamie, ist gar nicht gering anzuschlagen, woher Verfasser denn auch mit Recht zeitliche und örtliche Veranlassungen aufgesucht und gefunden hat, sie zu erklären. In Weltgegenden, wo keine Monogamie decretirt ist, wird das Verhältniss anders sich gestaltet haben. Glaubwürdige Reisende haben von Ueberschuss der weiblichen Geburten in orientalischen Ländern erzählt. Süsmilch soll „diese veraltete Behauptung gründlich widerlegt haben“ — doch wohl auch aus Erzählungen von Reisenden und aus seiner Conjecturalstatistik. Nicht wegen Mangels an weiblichen Individuen lassen vornehme und wohlthätige Türken sich Mädchen, und zwar Halbwächslinge, aus Tscherkassien, Georgien und anderen Gegenden einführen, sondern weil die genannten Länder, ihren Begriffen gemäss, appetitlichere Weiber liefern. In China, in Japan und anderen überbevölkerten Staaten, wo nicht einmal die männlichen Individuen zu Kanonenfutter ausgelesen werden, tödtet man die neugeborenen Mädchen als überflüssig gleich nach der Geburt. Das scheint für constantes Uebergewicht des weiblichen Geschlechts über das männliche

zu sprechen. Dass die Monogamie durch andere als durch europäische statistische Gründe motivirt werden könne, und vielleicht müsse, darin wird jeder Naturforscher, welcher in staatlicher Gemeinschaft lebt, dem Verfasser beistimmen. Allein die Beistimmung wird wieder durch eine Voraussetzung: „in staatlicher Gemeinschaft“ motivirt. Naturhistorisch wissen wir gar nicht, ob das Menschengeschlecht monogamisch oder polygamisch, monandrisch oder polyandrisch sich fortzupflanzen genaturt war oder in vorgeschichtlichen Zeiten gewohnt gewesen ist. Bei andern, mit eben so strenger morphologischer Consequenz, wie der Mensch, in fortgehender Ascendenz (nicht Descendenz) aufgebildeten Thiergeschlechtern wird's bald so, bald anders gehalten. Monogamie, Gattenliebe ist unter manchen Vögeln (Papageyen, Sumpfvögeln), unter manchen colossalen Säugethieren (Elephanten) in der Ordnung. Monogamie wird unter den Bienen sogar soweit getrieben, dass das einzige befruchtungsfähige weibliche Wesen im Staate, trotz der Gegenwart von Tausenden männlicher Bewerber, nur ein einzigmal im Leben und nur mit einem einzigen Auserwählten sich verehelicht, worauf dieser Glückliche dann auch gleich verendet. Polygamie ist an und für sich so wenig der Erhaltung und Vermehrung einer Thierspecies entgegen, dass in den staatswirthschaftlich nicht gemaassregelten Pampas und Prairien Amerikas einige wenige versprengte Pferde und Rinder im Laufe von drei Jahrhunderten bis zu mehreren hunderttausenden Familien, mit je einem Bullen oder Hengste als Oberhaupt, sich vermehrt haben. Nach Dr. Bleek, welcher seit 20 Jahren in der Kapstadt lebt, sind fast alle Kaffern, Negerstämme des tropischen Afrika, ihre oceanischen Verwandten bis nach Neuseeland und den Sandwichinseln hin, Polygamisten. Sie bilden mitunter grosse politische Verbände. Die Zahl der nach Muhammed's Koran lebenden Menschen übertrifft die Zahl der christlichen Monogamisten. Und alle diese Sünder wider das „Urgesetz der Monogamie“ sind fruchtbar und haben sich einen grossen Theil der Erde unterthan gemacht. Dass Monogamie in manchen zur staatlichen Gemeinschaft zusammengetretenen Nationen decretirt worden ist, das war lediglich Folge gewisser ethischer Absichten eines Gesetzgebers.

Die Knabenmehrgeburten findet in den morphologischen Vorgängen ihre genügende Erklärung: sie muss bei gewissen geschlechtlich sich fortpflanzenden Species eintreten, so wie bei anderen die Zahl der weiblichen Geburten überwiegt. In concreto kann es nie und nimmer zur Herstellung zweier ganz gleicher Dinge kommen.

So wie an Millionen gleichnamigen Bäumen nicht zwei genau gleiche Blätter gefunden werden, so giebt es nicht zwei genau gleiche Keimbläschen in einem Individuum weder des Pflanzen- noch des Thierreichs *) Selbst da, wo die geschlechtlose Fortpflanzung durch blosse körperliche Theilung stattfindet, sind die Theile verschieden begabt, und ebenso verschieden, wengleich innerhalb der vererbten elterlichen Anlage beharrend, fallen die Gebilde des „Ueber-sich-hinauswachsens“, nämlich die Fortpflanzungskeime, aus. Unter den Fortpflanzungskeimen, wollen wir annehmen eines zum erstenmal sich zur geschlechtlichen Fortpflanzung anschickenden Lebewesens, konnten nicht zwei Keime von absolut gleicher Dignität entstehen. Der eine hatte ein Plus, der andere ein Minus von irgend welchen Eigenschaften und Kräften; damit war nicht nur das Naturgesetz der individuellen Variation, sondern auch der Wegweiser hingestellt, von welchem aus die kräftiger und dem entsprechend eigenthümlich organisirten Keime auf der einen Bahn, die schwächer und anders genaturten auf der andern Bahn sich weiter von Generation zu Generation entwickelten; durch Vererbung impfte sich die Eigenschaft: vorwiegend männliche oder vorwiegend weibliche Keime im Keimstocke erwachsen zu lassen, den verschiedenen Arten ein; durch die, aus der Trennung in zwei Geschlechter folgende Nothwendigkeit, Fortpflanzung immer nur durch Zusammentreten von weiblichen und männlichen „über-sich-hinauswachsenden organischen Stoffen“ (resp. Ei und Sperma) zu besorgen, ist der Gefahr, dass irgend ein Geschlecht die absolute Oberhand erhalte, vorgebeugt, denn erwachsen nach einigen Generationen nur männliche oder nur weibliche Keime, so wäre es aus mit der Fortpflanzung einer solchen Species. Wer mag bestimmen, wie viele derartig unlogisch sich gebahrende Thierspecies spurlos zu Grunde gegangen sind! An Majorats-Familien — wo der Familien-Name gleichsam eine gesonderte Species bezeichnet — hat die Statistik ermittelt, dass keine directe männliche Progenitur über 250 Jahre sich in wohlverbürgter Reihe fortgesetzt habe. Die

*) Dr. G. Jaeger hat durch vier Jahre hindurch jeden Winter etwa 30,000 Forellen-Eier ausbrüten lassen. Abgesehen davon, dass ein regelmässiges Absterben in den verschiedenen Altersperioden stattfand, kamen ganz sonderbare individuelle Variationen vor. Da waren Missgeburten am Bauche zusammengewachsen, wie die siamesischen Brüder, — andere, mit zwei Köpfen und einem Leibe, andere mit einem Kopfe und zwei Schwänzen; einige kreisförmig gebogen, andere spiralförmig gedreht, mit dreigabligten Schwänzen. Es gelang nur wenigen Fischlein ihren Kampf um's Dasein glücklich zu bestehen.

gegenwärtig in den Katalogen der Zoologie verzeichneten Thierspecies haben jede auf rein empirischem Wege ein gewisses Abkommen gefunden, wonach das mehr oder weniger nach Umständen schwankende Verhältniss zwischen männlichen und weiblichen Geburten landes- und zeit-üblich festgesetzt erscheint. Wie sehr in dieser Hinsicht die Ergebnisse des natürlichen Compromisses verschieden ausgefallen sind, kennen wir an einigen Thierspecies, welche sogar scheinbar bis zu einer sogen. Parthenogenesis sich emancipirt haben. Diese Entdeckung, welche von der päpstlichen Curie so hoch aufgenommen wurde, dass sie sich von dem Entdecker eine detaillirte Beschreibung eines solchen wohlzuverwerthenden Fortpflanzungsmodus erbat, ist unlängst durch v. Siebold und Leuckart noch dadurch ausser allen Zweifel gestellt, dass eine durchaus jungfräuliche Bienenkönigin, wenn man sie vor aller Berührung mit männlichen Bienen in einem Bienenstock absperrt, dennoch sich gedrungen fühlt, viele tausend Eier zu legen, welche allesammt, ohne von männlichem Sperma befruchtet worden zu sein, regelrecht zu Maden und Larven sich ausbilden: sie werden aber ausnahmslos Männchen, (Drohnen)! Wie niederschlagend für das stolze, „starke Geschlecht“, dass in dem angeführten Falle die männliche Kraft nichts weiter vermag, als die zu männlichen Wesen angelegten Bienenkeime in weibliche abzuschwächen. Die statistisch für Europa auf 5 bis 10 Procent bezifferte Knabemehrgeburt ist kein Naturgesetz: manche Familien bringen nur Knaben, manche nur Mädchen hervor. Aus der grossen Zahl stellt sich dann ein arithmetisches Mittel heraus, wenn Nachfrage und Angebot eine Ausgleichung hervorgebracht haben. Schliesslich bleibt doch von beiden Geschlechtern eine gleiche Zahl, gleichsam als brakirtes Züchtungsmaterial, unverheirathet nach.

Die Frage: wodurch können wohl Knabengeburt befördert werden? hat auch den Verf. der „Socialethik“ beschäftigt. In § 75 bespricht er die von verschiedenen Autoren muthmasslich angeführten Ursachen. Jede derselben wird aber von direct entgegengesetzten neutralisirt. Weder Klima noch Jahreszeit, weder Nationalität noch Rasse, weder kräftigere Constitution des Vaters noch stärkere Ernährung der Mutter während der Schwangerschaft haben einen nachweisbaren Einfluss auf Knabemehrgeburt gehabt. Nur das scheint Thatsache zu sein, dass auf dem Lande in der Regel $\frac{1}{2}$ —1 Procent mehr Knaben als Mädchen geboren werden, dass unter Erstgeburten 8 bis 10 bis 12 Procent mehr Knaben sind als Mädchen und dass in Ehen, wo der Vater jünger war als die Mutter, gegen 10 % mehr

Mädchen als Knaben erzeugt werden, dass aber mit dem verhältnissmässig grösseren Alter des Mannes die männliche Nachkommenschaft steigt, ja in extremen Fällen in England das Verhältniss von 166 Knaben auf 100 Mädchen erreicht hat.

Noch ein anderes physiologisches Phänomen in der menschlichen Gesellschaft zieht Verf. heran, um die Bestimmung der Menschen zur Monogamie darzuthun. Das ist die keineswegs so allgemein, wie die Knabenmehrgeburt, gemachte Beobachtung, dass nach Kriegen, Epidemien, Auswanderung und dgl. m. der Abgang der männlichen Individuen durch verstärkte Knabenmehrgeburt und verminderte Mortalität der Männer ersetzt werde. Die Statistiker zählen das zu den Naturgesetzen und nennen die Ursache: Compensationstendenz der Bevölkerung, allein mit Unrecht. Compensirende Thätigkeiten in Naturprocessen stehen in einem ursächlichen Verhältnisse zu einander, der Regulator gestörten Gleichgewichtes ist einer und derselbe in der verminderten wie in der vermehrten Thätigkeit und zwar eines und desselben Organismus. Das Magerwerden von A. kann aber keine Compensationstendenz, auf physiologischem Wege, in B. hervorrufen, es sei denn etwa auf psychologischem Betrieb, wenn A. grosse Genugthuung über B.'s Magerwerden empfände. Die Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der nach einer Calamität am Leben gebliebenen Ehepaare kann eben so wenig durch die aufgehobene Zeugungskraft der getödteten Menschen berührt noch speciell auf Knabenmehrgeburt concentrirt werden. „In Frankreich fand 1811 ein abnormer Ueberschuss von $3\frac{1}{2}$ Procent an Weibern statt — da stieg plötzlich die Knabenmehrgeburt um 2 Procent, nämlich von $5\frac{1}{3}$ auf $7\frac{1}{3}$ Procent.“ Unter den 36 Millionen Franzosen hatten damals weder die lebenden Ehepaare noch die Statistiker von dieser Abnormität eine Ahnung, um sich sofort zur Compensation zu rüsten. Wenn im Bienenstaate das Volk nach zufälliger Entwicklung sich ohne Zaudern daran macht, den Verlust der Königin durch künstliche Auffütterung einer gewöhnlichen Made mit königlichem Futter zu ersetzen, so wissen alle Bewohner des Stockes, dass ihnen die Mutter fehlt, dass ihnen Untergang droht, wenn sie keine neue erziehen; in Frankreich hatten, wie gesagt, nur einige Statistiker, vielleicht auch erst nach Jahren, von dem Ueberwiegen des weiblichen Geschlechts Kenntniss erhalten. Verf. hat sich die grosse Mühe gegeben, als schlagendes Compensationsbeispiel den Parallelismus zwischen Abnahme des Weiberüberschusses und Zunahme der Knabenmehrgeburt von 1811 bis 1854 zu berechnen und stellt

darüber Tabellen zusammen. Das Resultat heisst: Der Weiberüberschuss sank allmählig um $5,07\%$, die Knabenmehrgeburt nahm zu um $1,23\%$. Der Parallelismus ist eben nicht sehr correct.

Wir können einen, gewiss zufälligen, d. h. ohne alle gegenseitige Causation sich ergebenden correcteren Parallelismus zwischen Knabenmehrgeburten in Frankreich und denen in Russland vorführen.

Auf 100 Mädchen wurden Knaben geboren:

In Frankreich (Soc.-Ethik 342),	in Russland (akadem. Berichte):
1827 — 31 $106,33,$	„ „ $107,13,$
1831 — 36 $106,11,$	„ „ $105,74,$
1837 — 41 $105,76,$	„ „ $105,28,$
1842 — 46 $105,56,$	„ „ $105,05,$
1847 — 51 $105,39,$	„ „ $105,20,$
1851 — 54 $105,38,$	„ „ $104,99.$

Wer wird in diesem Parallelismus eine Wirkung französischer Knabenbedürftigkeit im Volke auf russische Knabenproduction von 1811 bis 1827, und darauf folgende gleichlaufende Abnahme der Zeugungskraft beider Nationen sehen wollen?

Noch ein anderes Beispiel können wir anführen, worin man gleichfalls an Compensations-Tendenz nicht denken darf. Das procentale Verhältniss der Selbstmorde in Oesterreich und der unehelichen Conceptionen daselbst bildet in beiden Vorkommnissen eine gleichartig absteigende Linie von den heissen Monaten durch die mittleren zu den kalten Monaten:

Mai, Juni, Juli, Aug. -- März, April, Sept. Oct. — Jan. Febr. Nov. Dec.
Selbstmordfrequenz $11,3$ — $7,7,$ — $6,0$ (Tab. 160)
Uneheliche Con-
ceptionsfrequenz $8,92$ — $8,29,$ — $8,04$ (p. 557).

Selbst nach Jahreszeiten berechnet, zeigt sich eine ähnliche Bewegung:

Winter.	Frühling.	Sommer.	Herbst.
Nov., Dec., Jan.; Febr., März, April; Mai, Juni, Juli; Aug. Sept. Oct.			
Selbstmord-			
frequenz: $6,33,$	$7,83,$	$10,93,$	$8,23,$
Uneheliche			
Conceptfreq. $7,62,$	$8,59,$	$9,09,$	$8,01.$

Sollen vermehrte Conceptionen den Verlust durch Selbstmord compensiren? — oder soll der Selbstmord gegen den Ueberschuss vermehrter Conceptionen tendiren?! Der Zu- und Abnahme in beiden Vorgängen dürfte wohl derselbe Grund als Erklärung dienen:

stärkere Innervation im Zeugungsapparate wie im Seelenorgane durch erhöhte jahreszeitliche Temperatur — geringere durch verminderte Temperatur. — So würden wir denn auch das Steigen in der Knabenmehrg Geburt, von dem oben die Rede war, ganz einfach aus dem nach Kriegen „frei gewordenen Heirathstrieb“ im Verein mit der Erfahrung, dass Erstlings-Ehen 10 % mehr Knaben als Mädchen geben, berechnen können. Von 105 würde die Ziffer der Knabenmehrg Geburt steigen:

im ersten Jahre auf 105_{,84},
 im zweiten „ „ 106_{,21},
 im dritten „ „ 106_{,93} per 100 Mädchen,

und da haben wir dieselbe Steigerung, welche von 1811 an in Frankreich das Gesetz der Compensationstendenz beweisen sollte. Wir brauchen nicht an „die mathematisch genaue Buchführung des unendlichen Arithmetikus“, nicht an eine „Compensationstendenz“, nicht an „die Ehe als Quellpunkt“ zu appelliren, „um welchen sich, wie um ein pulsirendes Herz alle Venen und Arterien des colossalen Organismus sammeln, um lebenerzeugend immer wieder neues und doch dasselbe Blut in warmhaltender Bewegung durch alle Gliedmaassen strömen zu lassen.“ Im Gesamtgefühl des Volkes vermag kein gesteigerter Wunsch, keine intensivere Willensrichtung auf compensirende Knabengeburt einzuwirken; denn physiologische Prozesse compensiren sich unbewusst nur im individuellen Organismus.

Das zweite Capitel ist psychologischen Vorgängen im Organismus der Menschheit gewidmet. Es handelt auf 150 Seiten von der Geschlechtsgemeinschaft, von der Zeugung in ihrer Bedeutung für die Socialethik, von der Messbarkeit der Heirathstendenz, von der Heirathsfrequenz nach Stand und Alter; dann von Ehescheidungen, wilder Ehe, Prostitution, Nothzucht, Sodomie. Der Nachweis, wie gewisse materielle und geistige Ursachen constant oder periodisch bestimmend auf alle diese Handlungen einwirken und ihnen eine merkwürdige Regelmässigkeit aufdrücken, ist ausserordentlich belehrend. Das Alles muss studirt und nachberechnet werden, wozu wir dringend die Theologen auffordern, „denn es handelt sich im Grunde um etwas Hohes und Heiliges“, sagt Verf. pg. 352.

Wir umgehen dieses Capitel, obgleich dasselbe besonderer Werthschätzung empfohlen wird: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du auf stehst, ist heiliges Land!“ und begeben uns auf das physiologische Terrain der „Progenitur“, welches von

pag. 505 bis 591 sich erstreckt und die Tabellen 88 bis 110 umfasst.

Die Betrachtungen über eheliche Fruchtbarkeit und Bevölkerungsbewegung leitet Verfasser wieder mit einer Verwahrung gegen Missdeutung ein, als handle es sich hier gar nicht um eine sittlich bedeutsame Frage, sondern lediglich um physische Gesetze der Volksvermehrung. Die sittliche Bedeutung der Ehe ist in den Worten der Einleitung zu diesem Capitel ausgedrückt: „Allerdings liegt die Fruchtbarkeit der Ehen oder der Kindersegen als solcher ausserhalb des Kreises individueller Willkür. Niemandem wird es in den Sinn kommen, Kinderlosigkeit ohne weiteres unter den Gesichtspunkt einer sittlichen Verschuldung zu stellen, sofern dieselbe rein physische, vom menschlichen Willen unabhängige Gründe haben kann und in tausend Fällen nachweisbar hat. Auch stimmen alle Ethiker darin überein, dass die Kindererzeugung zwar gemäss gottgesetzter Naturordnung in der Tendenz der ehelichen Gemeinschaft liegt, und als solche nicht ohne sittliche Verschuldung desavouirt oder gar hintertrieben werden darf. Allein nimmermehr beruht auf derselben die sittliche Idee der Ehe, noch auch verliert die letztere, da sie ihren Zweck in sich selbst trägt, in der vollen geistleibigen Gegenseitigkeit der beiden Geschlechter, durch mangelnden Kindersegen ihren Werth und ihr Wesen. Unter Umständen kann sogar die Versagung dieses Segens vertiefend und läuternd auf die individuelle Lebensgemeinschaft wirken.“ Auf die Betrachtung der physischen Gesetze der Volksvermehrung übergehend, werden die Theorien von Carey, Walther, Bastiat, Dühring, Roscher und anderen National-Oekonomen kritisch beleuchtet. Darauf berechnet Verf. die eheliche Fruchtbarkeit in den verschiedenen Ländern, welche nach Ort und Zeit so bedeutend verschieden ist, dass keine Durchschnitts-Ziffer als die physiologische Normale für das Menschengeschlecht proclamirt werden kann. Noch heutzutage beweisen einzelne Fälle, dass das menschliche Weib bis 24 Kinder in seinem Schoosse entwickeln und reif zur Welt bringen kann, der Fälle von Zwillingen, Drillingen, selbst von Vierlingen nicht zu gedenken; aber diese vielleicht ursprüngliche Fruchtbarkeit ist bis in die Gegenwart so heruntergekommen, dass eine Menge weiblicher Individuen es zu viel weniger Sprösslingen, viele auch zu gar keinen bringen. Das arithmetische Mittel der Fruchtbarkeit gepaarter Menschen ist aus statistischen Mittheilungen in 12 Staaten Europas angegeben, absteigend von den Niederlanden mit 4,88 Kindern per Ehe bis Frankreich mit 3,46 Kindern (p. 531), (Russland kann Baltische Monatsschrift, Neue Folge, Bd. I, Heft 2. 14

mit $4_{,81}$ beziffert werden); der Gesamt-Durchschnitt (eigentlich eine arithmetische Spielerei) stellt sich auf $4_{,42}$ Kinder per Ehe. Interessant wäre es von Statistikern zu erfahren, wie viele Ehen in den resp. Staaten kinderlos, wie viele mit 1, mit 2, mit 3 u. s. w. Kindern existiren, und zuzusehen, ob die empirisch gefundene Curve sich einer theoretischen anschliesse, welche sich wie eine logarithmische Linie ausnehme. Denn bei der Voraussetzung, dass das vollste Maass der ehelichen Fruchtbarkeit auf 12 Kinder angesetzt werden könnte, und die Kinderzahl durch alle Nummern bis zu 0 sich abstuft, ergäbe sich, um als Durchschnittszahl $4_{,42}$ auf 100 Ehen zu erlangen, folgende Reihe:

2	Ehen würden zu je	12	Kindern	=	24	Kinder haben.		
3	"	"	"	"	11	"	=	33
4	"	"	"	"	10	"	=	40
5	"	"	"	"	9	"	=	45
6	"	"	"	"	8	"	=	48
7	"	"	"	"	7	"	=	49
8	"	"	"	"	6	"	=	48
9	"	"	"	"	5	"	=	45
10	"	"	"	"	4	"	=	40
11	"	"	"	"	3	"	=	33
12	"	"	"	"	2	"	=	24
13	"	"	"	"	1	"	=	1
10	"	"	"	"	0	"	=	0
<u>100</u>	Ehen.							<u>442</u>
								Kinder.

Mit grossem Verständniss und Nachdruck weist Verfasser auf die moralischen und physischen Ursachen dieser, gestehen wir nur, erschreckenden Abnahme der ursprünglich viel höher angelegten Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts; in einzelnen Familien ist sie bis zum Aussterben herabgekommen. Die Heilkunde thut ihr Möglichstes und rühmt sich, den vernichtenden Einfluss mancher der complicirten Ursachen erkannt zu haben, welche auf eine Verkümmernng des menschlichen Organismus hinwirken; allein die helfenden Factoren steigen in arithmetischer — die zerstörenden in geometrischer Progression! Herzerreissend ist das Bild, welches Verf. nach Dr. Allen von der Abnahme ehelicher Fruchtbarkeit in Nord-Amerika entwirft. Wenn wir Europäer meinen, dass die in der neuen Welt aufsteigenden Dünste der sittlichen Brechrühr noch nicht bis zu uns gedrunzen seien, so verweisen wir auf die ziffermässig constatirte Thatsache, dass in Frankreich, diesem Lande der

„civilisation“ und der „gloire“, das Fruchtabtreiben seit 1831 sich vervierfacht hat und dass die Zahl der wilden Ehen, der unehelichen Kinder (welche natürlich wieder zu Grunde gehen) mit der Emancipation der Frauen fast in allen Staaten gleich grosse Fortschritte macht. Der Procenttheil der unehelichen Geburten ist z. B. in den letzten 25 Jahren in Schweden und Norwegen von 6 % auf 9%, in Preussen von 6 auf 8, in Sachsen von 13 auf 15, in Bayern von 19 auf 21 gestiegen! Was die autorisirte Prostitution in Bezug auf verminderte Fruchtbarkeit des weiblichen Individuums, was die selbstverschuldeten, die vererbten Geschlechtskrankheiten auf Vernichtung der Fortpflanzungskraft des Menschen leisten, darüber sind in vorliegendem Buche genügende Belege aus verschiedenen Ländern niedergelegt.

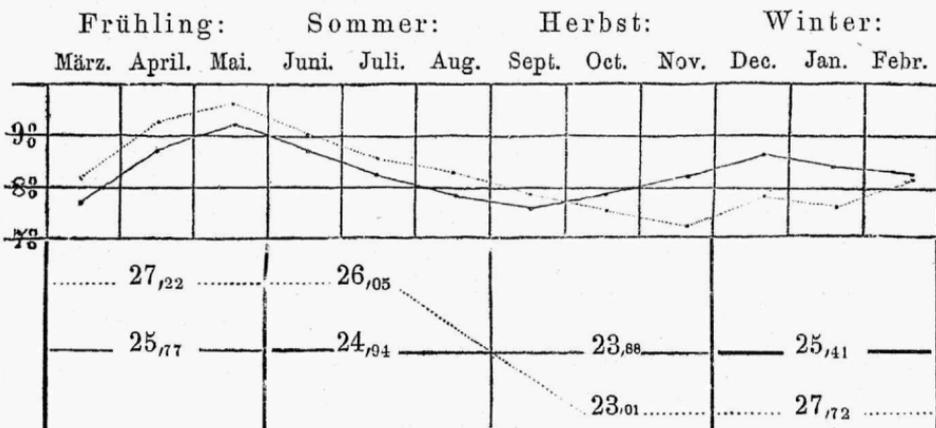
In einer Moralstatistik hat die aussereheliche Fruchtbarkeit vorwiegend moralische Bedeutung als Maassstab der Volksunsittlichkeit. Unleugbar aber ist, dass das zunehmende Verhältniss der unehelichen Geburten zu den ehelichen von gewissen socialen und administrativen Umständen mitbedingt wird. Daher hat die angezogene Erscheinung nur einen relativen Werth als Sittlichkeitsmesser. Für den Naturforscher bietet der vom Verfasser auf die Zeit geschehener Conceptionen reducirte Naturprocess einiges Interesse, insofern die ungebundene aussereheliche Geschlechtsgemeinschaft sich dem natürlichen Einflusse des jahreszeitlichen Lebens der Erde freier überlässt, als die durch Familienleben, Arbeitsnoth, Gewohnheiten u. s. w. beschränkte eheliche, und wiederum beweist, dass der Mensch die Summe sei von Ort und Zeit, Luft und Wetter, Schall und Licht“ (C. Vogt). Verfasser nennt das wohl (pag. 355) einen „rohen und einseitigen“ Trugschluss, wir glauben jedoch mit Unrecht. Reproduciren wir in verkleinertem Maassstabe und in astronomische Jahreszeiten, nicht in Kalenderquartale, abgetheilt des Verfassers graphische Illustration zur Tabelle über das Verhältniss der ausserehelichen und ehelichen Conceptionen, so dürfte der parallele Gang zwischen menschlicher Fortpflanzungslust und Sonnenschein leicht in die Augen springen.

Monate der Conception:

Procentverhältniss:

	legitime.	illegitime.	
März.	7 ₁₆ }	8 ₂₅ }	27 ₂₂ Frühling.
April.	8 ₇₈ }	9 ₃₁ }	
Mai.	9 ₂₃ }	9 ₆₆ }	
Juni.	8 ₇₇ }	9 ₀₄ }	26 ₀₅ Sommer.
Juli.	8 ₂₀ }	8 ₅₉ }	
August.	7 ₈₈ }	8 ₄₂ }	

Monate der Con- ception:	Procentverhältniss:	
	legitime.	illegitime.
September.	7,70	7,96
October.	7,93	7,66
November.	8,25	7,39
December.	8,59	7,80
Januar.	8,45	7,69
Februar.	8,37	8,23
	23,88	23,01
	25,41	23,72
		Herbst.
		Winter.



Auf- und nieder-gehende Bewegungen der beiden Curven — von welchen die punktirte die ausserehelichen Conceptionen, die gezogene die ehelichen bedeutet — sind gleichartig, wenn auch nicht parallel. Ungebundener lässt der Trieb zur ausserehelichen Menschenproduction im Frühlinge, wo die Natur Knospen und Blüten treibt, sich gehen, und extravagirt bis zum Anfange des Herbstes; im Herbst und Winter wird's kalt und dunkel, der aussereheliche Verkehr stockt. Schon im Februar wärmt die Sonne, der Schnee schmilzt, die Lerchen singen, die Schneeglöckchen blühen — die Ziffer der unehelichen Conceptionen steigt wieder. Die Curve ehelicher Conceptionen zeigt gemässigte Theilnahme am Naturprocesse, folgt aber gleichem Aufschwunge bis zum Mai, fällt dann nach geschehener Sättigung — auch hier wie die Schwestercurve, bis zum September ab — herbstliche und Winterkälte werden in geheizten Zimmern der Eheleute kein Hinderniss — im Gegentheil, die Nächte werden lang, Familienfeste treten ein, Erndten sind eingeheimst, Ehen werden geschlossen — überwunden wird das Naturgesetz, das sich

in der punktirten Linie physiokratisch richtiger ausspricht. So schwächen also auch hier Factoren psychischer Herkunft die physiologischen ab. Die Totalsumme der ehelichen Conceptionen beträgt im Sommerhalbjahr 50,71 ‰, im Winterhalbjahr 49,29 ‰, der Unterschied ist nicht gross — das Verhältniss für uneheliche Conceptionen ist 53,27 ‰ zu 46,73 ‰ — ganz wie bei den übrigen Naturwesen!

Die Abschnitte pg. 592—847 betreffen Handlungen der Menschheit aus der psychologischen Gruppe, sociaethische Lebensbethätigung in der bürgerlichen Rechtssphäre, in der intellectuell ästhetischen Bildungssphäre, in der religiös-sittlichen Sphäre, über welche zu berichten wir den Gelehrten vom Fache empfehlen.

Ueber den dritten Abschnitt, der vom Tode im Organismus der Menschheit und dem durchgreifenden Einflusse des menschlichen Willens und der socialen Einrichtungen auf die „Absterbe-Ordnung“ handelt, haben wir von unserem Standpunkte aus nichts zu sagen, da er von derjenigen Sorte Tod spricht, wo „der Einzelne in Folge einer solidarischen Verkettung mit dem menschlichen Collectiv-Verderben (der Sünde) dem Geschick des Sterbens unterworfen ist“ (pg. 850). Nur eine letzte Bemerkung sei uns gegen das auch hier wieder beliebte *ceterum censeo* unseres theologischen Statistikers erlaubt. Er sagt gleich zu Anfang des dritten Abschnittes: „Noch hat keine Physiologie den Tod als „natürliche Erscheinung“ zu erklären vermocht. Er waltet freilich als ein empirisches Naturgesetz, dem alle Creatur unterworfen ist. Aber ohne Zusammenhang mit der Sünde, mit der menschlichen Collectiv-Schuld kann das allgemeine Verhängniss des Todes schlechterdings nicht verstanden werden.“ Im gewöhnlichen Gespräche mögen wir mit dem Worte „Tod“ herumspielen, als ob's ein Ding von Gutta-Percha wäre, wenn man aber den Physiologen zumuthet, das „Tod“ genannte Ding zu erklären, so prüfe man ernstlich, was man verlangt. Nachdem ein musikalisches Concert beendet ist — was kann davon in die „natürliche Erscheinung“ treten? Wenn eine Linie von bestimmter Länge aufhört, Linie zu sein — was tritt danach in die „natürliche Erscheinung“? Das Leben ist eine Summe von gewissen Erscheinungen an einem als lebend bezeichneten Organismus, ein Concert von sehr vielen harmonisch gestimmten Molecularbewegungen der organischen Elemente. Das Concert ist beendet, was kann von dem Nichtmehr-Dasein eines gewesenen „So-Seins“ übrig bleiben?: ein mit dem Worte „Tod“ zum Substantivum erhobenes Nichts, eine banale

Phrase, wie „Herr N. N. wird abwesend angetroffen“! Den Physiologen tritt ein Leben, das „abwesend angetroffen wird“ nicht in die „natürliche Erscheinung“, aber der grosse Process, welcher zur Auflösung des zu Lebensäusserungen befähigten Körpers führt, das „Absterben“ ist ihnen nicht unbekannt, sie reden sogar von Ursachen, von Gesetzen des Hinwelkens, Siechens, Sterbens der Lebewesen, von einer Euthanasie. Woher kommt den Theologen der Tod, der einen Leib, einen Stachel hat, der da herrschte von Adam an bis auf Mose (Brief an die Römer 5, 14)? Von der Gewohnheit aller redenden Menschen, von Kindesbeinen an, mit Worten, welche Abstractionen bezeichnen, umzugehen als repräsentirten sie lauter Realitäten! Wir haben sprachlich aus allen Beiwörtern, welche Eigenschaften oder Thätigkeiten bezeichnen, Substantive gemacht, z. B. Schwere, Licht, Wärme, Kraft, Seele, Geist und hundert andere; wir stellen sie als materielle, mit verschiedenen Würden umkleidete Schachfiguren auf unser Gedankenbrett, wir lassen sie gegen einander manövriren nach vorausbedachten Zielen in regelrechten Figuren. Dieses Spielen mit tönenden Repräsentanten von Phantasiegebilden ist uns dermaassen zur Gewohnheit, zum mechanischen Lautenschlagen auf einem mit Luft besaiteten Instrumente geworden, dass wir allmähig es garnicht mehr merken, wenn wir mit imaginären Grössen operiren, und reelle zu denken vermeinen. So sind in allen Wissenschaften, Philosophie und Theologie nicht ausgenommen, Wortphantome hineingerathen, welche bei näherer Prüfung in Nichts zerstieben.

Wer an ihr reales „Dasein“ und „Sosein“ zweifelt, wird sofort als geistesschwach von denen proclamirt, vor deren aufgeregter Phantasie sie in die „natürliche Erscheinung“ treten; der Dintenklex an der Wand beweise ja ihre Existenz!

Dichtern sei gestattet zu singen:

„Wage nur zu irren und zu träumen,
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiele!“

— doch nimmer den Arbeitern auf dem Felde der Wissenschaft hohen Sinn im Schöpfen aus dem Leeren in's Bodenlose zu finden. Solch Schöpfen täglich wiederholt, ohne dazwischen geschobene solide Leistung, bringt nach dem morphologischen Gesetze von anhaltendem Missbrauch organischer Thätigkeiten für immer die Hirnfunction in eine schiefe Richtung, welche als die somatische Grundlage des Irrsinns in allen seinen Formen angesehen werden muss.

Die herkömmliche Schlussentenz fassen wir kurz in die Worte zusammen: die Socialethik des Professors der Theologie A. v. Oettingen ist ein Ereigniss auf unserem vorgeschobenen Posten deutscher Wissenschaft — wir können in allen Ehren stolz sein auf solch' ein bei uns gereiftes Geistesproduct! — cz.

Der Name Livland reichte einst von dem finnischen Meerbusen bis zur littaunischen Grenze. Seit dem Untergange des selbständigen livländischen Ordens- und Bischofsstaates wurde seine Geltung sowohl um einen Strich Landes im Norden als auch im Süden verkürzt. Und dieses verkleinerte Livland unterlag im folgenden 17. Jahrhundert noch einer Theilung in der Richtung von West nach Ost: in Schwedisch- und Polnisch-Livland. Beide sind nun schon längst russisch geworden (das eine seit 1710, das andere seit 1772) — aber das anderthalbhundertjährige Intermezzo ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen Staaten hat hingereicht, sie gründlichst einander zu entfremden. Niemand wird leugnen, dass diese Entfremdung weit mehr durch das Schicksal des kleineren östlichen als durch das des grösseren westlichen Theiles verschuldet worden ist, denn nur dort hat zu einer gewissen Zeit ein Abbrechen der geschichtlichen Continuität und ein plötzlicher Uebergang in ein anderes genus stattgefunden. Daher erscheint denn auch das dortige Wesen der diesseitigen, deutsch-livländischen Auffassung leicht als ein abgefallenes und entartetes, und als solches ist es denn auch von J. Eckardt in seinem Aufsätze „Polnisch-Livland“ (in Desselben „Baltischen Provinzen Russlands“ S. 319—334) behandelt worden. Auf ganz entgegengesetztem Standpunkt steht der ungenannte Verfasser einer unlängst erschienenen Schrift über denselben Gegenstand, die der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen zu werden verdient.

„Polnisch-Livland, Riga 1869, bei N. Kymmel“ (95 S. 4^o.) — so heisst diese sich mit Bescheidenheit als „Separatabdruck aus der Livländischen Gouvernements-Zeitung“ ankündigende, aber durch spätere Zusätze erweiterte und durch Beigabe von Karten und Abbildungen zu einem kleinen Prachtwerk ausgestattete Monographie. Sie besteht nicht in feuilletonistisch-geistreichen Aperçu's, sondern in dem ernsthaft gemeinten Versuch einer allseitigen Schilderung der Zustände des betreffenden Landstrichs. Zwar bietet sie weder die Fülle einer erschöpfenden statistischen Behandlung, noch die einer quellenmässigen Geschichtsforschung; aber wenigstens lässt sie überall erkennen, dass der Verfasser bei den geschilderten Dingen selbst zu

Hause ist und aus Anschauung redet. Ja, obgleich er sich fast durchweg von allem tendenziösen Pathos freigehalten hat, so fühlt man seiner Arbeit doch an, dass sie wesentlich von der Liebe zur Heimath und von dem Wunsche, über sie richtige Begriffe zu verbreiten, eingegeben ist. Ein solches Motiv aber gereicht offenbar nicht nur dem Büchlein, welches daraus hervorgegangen ist, sondern auch dem Ländchen selbst, auf welches es sich bezieht, zur Empfehlung; denn so lange als ein Land, eine Stadt von ihren Angehörigen geliebt wird, muss doch noch etwas Gutes daran, einige Lebenskraft darin sein.

Die einzige Stelle, in welcher die Stimmung ausnahmsweise eine pathologische geworden ist (S. 72), bezieht sich auf Eckardt's oben erwähnten Aufsatz. Das hier ohne nähere Begründung gefällte Urtheil ist vielmehr nur eine erbitterte Invective, und dabei ist der Verf. so unvorsichtig gewesen, selbst (S. 54) einen Passus aus Eckardt anzuführen, der sofort dessen überlegenes Darstellungstalent empfinden lässt. Unsererseits mögen wir — abgesehen von einigen speciellen Irrthümern Eckardt's — nur noch soviel zugeben, dass er neben den uns abstossenden Seiten seines Gegenstandes allerdings auch die uns anziehenden mehr hätte zur Geltung bringen können. Der letzteren aber giebt es namentlich zwei: 1) die dem einen und dem anderen Livland gemeinsame ältere Geschichte, und 2) die Einheit des lettischen Volkstammes hüben und drüben. Sowol der diesseitige Historiker als auch der diesseitige „Lettenfreund“ (in jedem möglichen Sinne dieses Wortes) werden immer auch das sogenannte polnische Livland in den Kreis ihrer Studien und Sympathien einschliessen wollen. Unsere lettisch-litterarische Gesellschaft ist froh gewesen letztens in ihrem „Magazin“, eine Sammlung lettischer Volkslieder im Dialekt Polnisch-Livlands drucken zu können, und unseren Historikern würde kein kleiner Gefallen geschehen, wenn Jemand auch für Polnisch-Livland eine „Brieflade“ nach Art unserer Baron-Tollschen herausgeben wollte. Wie viele und wie alte Guts- und Familienurkunden auch dort noch aufbewahrt werden, darüber giebt in vorliegendem Werke das ihm angehängte „Verzeichniss der Städte, Flecken, Güter und Kirchen in Polnisch-Livland“ schätzbare Andeutungen.

— r.

Im Verlage von **Bacmeister & Brutzer** in **Riga** und **Leipzig** erschienen
soeben:

**The secret way,
Death and Sisyphus**
and
Corinna.

Drei Erzählungen aus
The Lost Tales of Miletus
by
Sir E. Bulwer Lytton, Bart.
Erklärt und mit Anmerkungen versehen
von
Dr. J. Pessler,
Lector am Baltischen Polytechnicum.
Preis 60 Kop., elegant cart. 70 Kop.

Zu haben bei **Bacmeister & Brutzer** in **Riga**:
Die Gewerkvereine in England
(Trades-Unions)
vom
Grafen von Paris.
Aus dem Französischen übersetzt
von
Dr. Emil Lehmann.
Preis 1 Rbl. 35 Kop.

Die Natur
im
Lichte philosophischer Anschauung.
Dargestellt
von
Maximilian Perty.
Preis 4 Rbl. 49 Kop.

Altnordischer Sagenschatz
in neun Büchern.
Uebersetzt und erläutert
von
Dr. Ludwig Ettmüller.
Preis 3 Rubel 60 Kopeken.